



AB

114663

100

Un

100

M-1. 823

1373

F. A. G. Meiß
1821

3

Des
Lucius Annäus Seneka
Buch
vom
glückseligen
Leben.

Inß Deutsche überseht.

Zwote und verbesserte Auflage.

In Danzig,
bey Johann von Waasbergs Wittwe.
1750.

Das
Lebens-Buch

des

von

Wolfgang

von

und

von

von

von

1770

Dem
Hochedelgebornen,
Hochgelehrten und Erfahrenen
Herrn
Johann Eilhard
Reinick,

Der Arzeneykunst Doctor und Practicus
in Danzig, wie auch Garnisonsarzt in
der Festung Weichselmünde.

Das
Buch
der
Zodien und
Sternen

Der Herrschafft Doctor und Practicus
in Kunst, wie auch Weisheit
der Rechen Kunst

Hochedelgeborner Herr,
Hochgeschätzter Freund.



ben dieselben Ursachen,
welche mich bewogen
Ihnen die erste Aus-
gabe dieser Bogen zu-
zuschreiben, machen, daß ich Ihnen
auch jetzt die zwote Auflage derselben
übergebe. Viele, vielleicht die mei-
sten, verlieren durch die Zeit und
durch die Nähe; man muß in einer
gewissen Entfernung von ihnen blei-
ben um sie schätzbar zu finden: Ein
Kenntniß und ein Umgang von bey-

nabe acht Jahren mehr haben gegen
Sie meine Hochachtung vermehret.

Ich werde Ihnen hier keinen
Lobspruch Ihrer gründlichen Ber-
dienste hersetzen. Sie denken edeler,
als daß Sie Wahrheiten von dieser
Art von Sich Selbst geduldig lesen
könnten.

Aber sollte auch Ihre Beschei-
denheit erröthen, so kann ich doch
nicht umhin, Ihnen hier zu bezeugen,
wie liebenswürdig ich Ihr Herz finde:
Eine Sache, die der Menschlichkeit
und der Gesellschaft so nothwendig
ist, deren sich ein jeder rühmt, die
man aber in der That so selten antrifft.

Die

Die Vorsicht hat Ihnen seit einigen Jahren die glückselige Gelegenheit verschaffet, die edlen Empfindungen desselben auf eine neue Art zu entwickeln. Ich kenne Sie als einen aufmerksamen Sohn, als einen treuen Freund, überhaupt als einen redlichen Mann: Jetzt habe ich Sie auch als einen zärtlichen Ehemann, als einen liebevollen Vater, als einen gütigen Herrn kennen gelernt. Ich bekenne es Ihnen, daß ich nie ohne Rührung Sie alle diese Pflichten auf eine so sanfte und ungewungene Art ausüben sehe, und daß dieses meine Hochachtung für die Tugend jederzeit vermehrt.

Geniessen Sie noch lange in dem
Umgange der würdigsten Gattinn die
Zufriedenheit der Sie werth sind, und
die von einem Herzen wie das ihrige
untrennbar ist. Mich nehmen Sie,
bitte ich, ferner unter die Zahl Ihrer
Freunde auf. Kann ich vielleicht die
Schönheit ihres Herzens nicht errei-
chen, so werde ich mich doch bestre-
ben derselben zu folgen, und Ih-
nen übrigens jederzeit zeigen, mit
wie viel wahrer Achtung ich bin

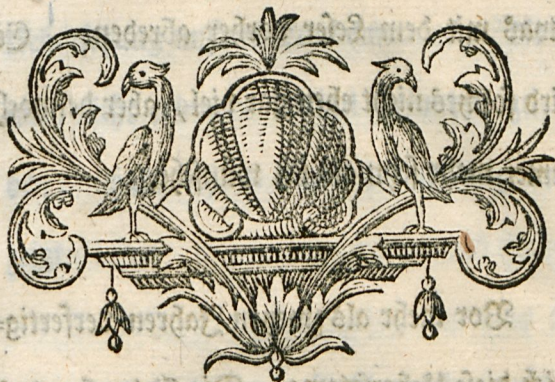
Ew. Hochedelgebornen

Danzig, im Märzmonat

1750.

ergebener Diener

Der Uebersetzer.



Sinter der Zuschrift eines Buches kömmt
der Vorbericht an den geneigten Leser.

So ist die Einrichtung.

Auch diesen wenigen Bögen soll es nicht
an dieser Einrichtung fehlen. Ich will auch

etwas mit dem Leser vorher abreden. Es
wird solches nicht eben gar viel, aber dennoch
immer mehr seyn als ich wünsche.

Vor mehr als zweyen Jahren fertig-
te ich diese Uebersetzung. Die Gedanken des
Seneka vom glückseligen Leben schienen mir
werth zu seyn, auch von Leuten gelesen zu
werden welche kein Latein verstehen. Ver-
schiedene Umstände verhinderten, daß sie da-
mals gedruckt wurde.

Seneka ist schon theils ganz, theils
stückweise übersetzt worden. Man findet da-
von eine umständliche Nachricht in den ge-
lehrten leipziger critischen Beyträgen. Eine

Ueber-

Uebersetzung unseres Landmannes, die ich
mich nicht erinnere darinn gefunden zu ha-
ben, habe ich in einer Anmerkung ange-
zeigt. Ich hätte gerne alle Anmerkungen weg-
gelassen. Ich glaubte aber daß ich es nicht
füglich thun konnte. Diejenigen inzwis-
chen welche ich gemacht habe, sind weder lang,
noch gelehrt, noch kritisch. Lange Anmerkungen ermüden nur den
Leser; sie zerstreuen ihn; sie fallen ver-
drüsslich. Gelehrt konnte ich sie nicht abfassen.
Frey-

Freulich, wenn ich ein Paar Duzend Schriftsteller angezogen hätte; denn dieses heißt bey vielen gelehrt schreiben; so hätte ich vielleicht dadurch können zuwege bringen, daß Unkundige von mir gesagt hätten: Das ist ein grosser Mann. Aber, das kleine Häuflein der wirklichen Gelehrten hätte doch nur darüber gelacht. Sie würden mein Unermüden nur desto besser eingesehen haben. Und ich habe mich auch, aller grossen Beispiele ungeachtet die ich dieserwegen vor mir habe, noch niemals entschlossen können, zwölf Bücher zu plündern, um das dreyzehnte mit ihrem Raube anzufüllen.

Critisch hätte ich am ersten schreiben können.

nen. Kein Buch ist uns wohl leicht fehlerhafter zu Händen gekommen, als eben Seneka. Ich würde also ein weites Feld gehabt haben, auf welchem sich meine Einbildungskraft nach eigenem Belieben hätte herumtummeln können. Und ich hätte auch gewiß nichts Abgeschmackteres sagen können, als man schon vor mir gesagt hatte. Warum sollte ich denn aber auch noch kommen Israel zu verwirren?

An den Orten, wo die Ausleger gar zu sehr uneins waren, habe ich ohne Umstände die wahrscheinlichste Meynung angenommen. Meistens bin ich dem Lipsius gefolget. Obgleich dieser auch die herrliche critische Gabe
hat,

hat, Aehnlichkeiten zu finden, wo sonst nie-
mand welche suchen sollte, so schiene er es nie-
doch hier mehrentheils noch am besten zu
treffen.

Das Ende fehlt in meiner Uebersetzung,
weil es auch in der Grundsprache fehlt. Die
Kapittel, welche man sonst noch hieher zieht,
gehören wirklich nicht hierher.

Fehler werden in dieser Uebersetzung un-
streitig seyn. Ich sehe sie nicht; sonst hätte
ich sie ausgebessert. Sprachkündige Kenner,
welche dieselben bemerken, werden mich ih-
nen aber aufrichtig verpflichten, wenn sie mir
dieselben andeuten. Es ist nicht eine so leicht-

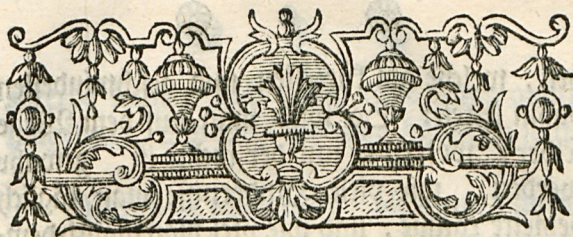
te Arbeit, als man es insgemein glaubt, et-
was zu übersehen. Nun
Kunstrichter, welche diese Arbeit etwa
wie eine Schulchrie beurtheilen wollten, er-
suche ich, die ihnen so kostbare Zeit darauf
nicht zu verschwenden. Was sie mir für
Regeln der Uebersetzung geben würden, die
habe ich schon vor funfzehn Jahren geroußt.
Nun wollte ich aber gerne mehr lernen.

Zu dieser Vorrede, welche ich schon bey
der ersten Ausgabe schrieb, habe ich nichts
hinzuzusetzen, als daß ich nach fleißigem Ue-
bersehen vieles an der Uebersetzung geändert
habe. Wer sich die Mühe geben will, wird
sich

sich davon auf allen Seiten überzeugen können. Die Eintheilung der Kapittel habe ich auch weggelassen, weil mich dünkt, daß sie nicht gut abgetheilet sind. Ich war erst Willens in dieser Vorrede die anstößige Abhandlung des Herrn de la Mettrie, die vor seiner Uebersetzung von diesem Tractat des Seneka stehet, etwas durch zu gehen. Ich besann mich aber hernach daß dergleichen Schriften durch viele Widerlegungen nur mehr bekannt werden, und folglich mehr Schaden anrichten können.



Des



Des
Lucius Annäus Seneka
Buch
vom glückseligen Leben,
an seinen Bruder Gallio.

Alle Menschen, lieber Bruder Gallio, wollen glückselig leben. Aber sie sind nicht scharfsichtig genug dasjenige, was das Leben glückselig macht, einzusehen. Und es ist auch in der That nicht so leicht zu einem glückseligen Leben zu gelangen. Man weicht vielmehr nur desto weiter von demselben ab, je hitziger man darnach strebet; wosern man des rechten Weges verfehlet. Denn gerät man auf einen falschen Weg, so ist eben diese hitzige Bestrebung eine Ursache grösserer Abweichung. Man muß sich also dasjenige, was man verlangt, erst vorstellen; und alsdenn sich nach den Mitteln und Wegen umsehen,



hen, welche am kürzesten und geschwindesten dahin leiten: So wird man auf dem Wege selber, wofern er nur der rechte ist, gewahr werden, wie viele Hindernisse man täglich beyseite räume, und wie viel man täglich demjenigen näher komme, wozu uns ein natürlicher Trieb anreißet.

So lange wir noch ohne einen gewissen Führer herum irren, so lange wir dem verschiedenen Zuruf derer, die uns bald hier bald dorthin locken, Gehör geben; so lange wird das Leben unter tausendfachen Irrungen zugebracht, welches doch ohne dieß schon kurz ist, wenn wir es gleich Tag und Nacht der Untersuchung der Wahrheit wiedmen. Wir müssen also fest setzen, wonach, und wie wir uns bestreben. Darauf aber uns einen Erfahrenen wählen, der des Weges, auf welchen wir uns begeben wollen, kundig ist. Denn mit dieser Reise ist es ganz anders beschaffen als mit den übrigen. Auf den andern lassen uns die daselbst befindlichen Maalsteine, und die Nachricht der Einwohner, niemals irren. Hier aber ist der allerbetretenste und der allervolkreichste Weg der aller betrüglichsste. Man muß sich also für nichts so sehr hüten, als daß man nicht nach Art der Schafe der vorgehenden Herde



Heerde folge, und dahin gehe, wo andere hingehen, und nicht wo man hingehen sollte.

Nichts ist schädlicher, als wenn man sich nach dem richtet, was der größte Haufe gut zu seyn urtheilet. Wir halten dasjenige für das Beste, was von den meisten angenommen wird, und worinn wir viele Vorgänger haben. Wir leben nicht nach der Vernunft, sondern nach dem Beyspiel anderer Leute. Und daher kömmt es auch, daß immer einer über den andern fällt. So wie bey einer grossen Niederlage, wenn das Volk einander im Fliehen drängt, nie einer fällt, daß er nicht einen andern auf sich ziehe, und die erstern immer eine Ursache des Falls denjenigen werden, die hinter ihnen kommen; eben so siehet man es auch im menschlichen Leben zugehen. Keiner irret nur bloß für sich allein, sondern er ist schuld, daß auch andere irren. Es ist also schädlich sich auf Vorgänger zu stützen. Inzwischen da ein jeder lieber glauben, als selbst beurtheilen will, so wird, was die Lebensart anbetrifft, niemals geurtheilet, sondern allemal andern geglaubt. Ein fortgeplanzter Irrthum, reißt uns dahin und stürzt uns ins Verderben. Die Beyspiele anderer machen uns unglücklich. Laßt uns den Haufen ver-

A 2

lassen;



lassen; so wird uns geholfen werden. Denn der Pöbel widersetzet sich der gesunden Vernunft und behauptet noch daß er Recht habe. Es gehet hier wie auf den Wahltagen (*). In diesen verwundern sich öfters selbst diejenige, welche einem oder dem andern mit ihrer Stimme zu einer Ehrenstelle geholfen haben; nachdem sie sich in der Hitze auf die eine oder die andere Seite haben lenken lassen (**); wie es

(*) Ich gebe das lateinische Wort Comicia durch Wahltage, indem ich mir gar nicht vorgenommen habe in dieser Uebersetzung eine praeristische und wohlfeile Gelehrsamkeit anzubringen. Sonst könnte ich den Rosin, Demster und Söpfnier, diese allgemeinen Erörterer, hier ausschreiben. Vielleicht wüßte ich auch noch aus andern Quellen zu schöpfen, als diese sind. Ich habe demnach alle solche Stellen durch bekannte deutsche Wörter gegeben, die ungefehr dasselbe ausdrücken. Eben deswegen habe ich ein paar Zeilen weiter hinunter die Praetores, überhaupt durch Ehrenstellen übersezt, und hernach discessionem durch Rathschlüsse gegeben, ohne etwas von den dreien Arten zu gedenken, auf welche der römische Rath seine Meynung zu eröffnen pflegte. Überhaupt enthalten diese Anmerkungen nur meistens theils einige Rechtfertigungen meiner Uebersetzung. Diejenigen Leser, welche nur bloß deutsch verstehen, können dieselben getrost übersehen: Ausgenommen an ein paar Orten, wo ich, ihnen zu gefallen, die Alterthümer etwas erklärt habe.

(**) I. H. Glazemaaker, welcher im Jahr 1658. eine holländische Uebersetzung des Seneca herausgegeben hat, versteht diese Stelle anders, und sagt: als de veranderlyke Const verdwenen is; wenn die veränderliche Günst verschwunden ist.



es möglich ist, daß er sie erlangt hat. Wir billigen und mißbilligen eine und dieselbe Sache. So ist es mit allen Urtheilen beschaffen, in welchen die Mehrheit der Stimmen den Ausschlag giebt.

Wenn also von einem glückseligen Leben die Frage ist, so findet die Antwort nicht Statt, welche man öfters bey den Rathschlüssen als eine Ursache angiebt, warum man eher dieser als einer andern Seite zugefallen: Diese Partey scheint die stärkste zu seyn. Denn eben deswegen ist sie die schlechteste, weil sie die stärkste ist. Mit uns Menschen ist es so gut nicht beschaffen, daß das Beste denen meisten gefallen sollte. Vielmehr ist dieses ein Grund etwas nicht für gut zu halten, weil viele es wählen. Man muß demnach sorgfältig untersuchen, was das Beste, und nicht was das Gebräuchlichste sey; was uns zu dem Besitz einer dauerhaften Glückseligkeit bringe, und nicht was der Pöbel, der ein sehr übeles Kennniß von der Wahrheit hat, dafür halte. Unter dem Pöbel aber verstehe ich so wohl Leute vom ersten Range, als von der untersten Klasse. Denn ich pflege die Menschen nicht nach den Kleidern zu beurtheilen. Ich traue demjeni-



gen gar nicht, was mir bloß meine Augen von einem Menschen zu erkennen geben, da ich ein untrüglicheres und gewisseres Licht in mir besitze, wodurch ich das Wahre von dem Falschen unterscheiden kann. Die Seele muß die Güte der Selen entdecken. Hat diese einmal Zeit und Gelegenheit zu sich selbst zu kommen, und in sich zu gehen; o! so wird sie sich durch ihre eigene Ueberzeugung gezwungen sehen, ihr selbst diese harte Wahrheit zu bekennen, und zu sagen: Alles was ich bisher gethan habe, wollte ich daß es nie geschehen wäre. Ueberlege ich, was ich geredet habe; so beneide ich die Stummen. Betrachte ich dasjenige, was ich mir selbst gewünschet habe; so finde ich, daß mir auch meine ärgsten Feinde nichts schädlicheres hätten auf den Hals fluchen können. Und o! wie viel weniger nachtheilig wäre mir selbst dasjenige gewesen, was ich gefürchtet, als was ich eifrig begehret habe. Ich habe mit vielen in Feindschaft gelebt, ich habe mich auch wiederum mit ihnen versöhnet, wofern nur eine rechte Versöhnung unter böshaftern Leuten Statt hat; nur mit mir selbst habe ich noch keine aufrichtige Freundschaft aufgerichtet. Alle meine Bemühungen habe ich darauf angewandt, daß ich mich hervorziehen, und durch gewisse Vorzüge und Geschicklichkeiten vor andern

132



bern hervor thun möchte. Was habe ich aber anders dadurch zuwege gebracht, als daß ich mich denen Pfeilen der Misgünstigen unterworfen, und der Bosheit zum Ziel ihrer Urtheile ausgestellt habe. Denn, glaube sicherlich, alle diejenige, welche zum Exempel eine grosse Beredsamkeit bis in den Himmel erheben; die begüterten Leuten um das Maul gehen; die in hohen Aemtern sitzenden Personen schmeicheln; die einer unumschränkten Gewalt das Wort reden: Alle diese sind eben so viel heimliche Feinde, oder, welches auf eines herauskömmt, sie können es einmal werden. Der Haufen unserer Neider ist eben so groß, als der Haufen unserer Bewunderer.

Da dem nun also ist, so ist es ja vernünftig, daß ich mir so etwas zu erwerben trachte, das weniger in die Augen fällt, dagegen aber mehr innerliche Schönheit hat, und dessen Nutzbarkeit ich für mich selbst empfinde, ohne damit vor anderen zu pralen.

Dasjenige, was aller Augen auf sich ziehet, wobey man gleichsam stehen bleibet, und das einer dem andern mit Erstaunen zeigt, glänzet von aussen, inwendig aber ist es elend und



unvollkommen. Wir müssen also ein Gut suchen, welches nicht so wohl äußerlich schön zu seyn scheine, als vielmehr dauerhaft und unveränderlich, und seinem inneren Wehrt nach am schönsten sey. Dieses müssen wir bemühet seyn zu entdecken. Man darf es auch nicht weit suchen: Wir können es leichtlich finden. Nur müssen wir wissen, nach welcher Seite wir die Hand ausstrecken sollen. Denn jeko tappen wir gleichsam im Finstern herum, und gehen dasjenige vorbey was uns am nächsten ist; so gar, daß wir oft, wo ich so reden darf, über das hinstolpern, was wir so ängstlich begehren.

Damit ich aber dich, werther Bruder, nicht durch gar viele Umschweife leiten möge; so will ich die Meynungen anderer von diesem Gute übergehen: Zumal, da es viele Zeit erfordern würde, dieselben alle aufzuzählen und zu widerlegen. Hier sind meine Gedanken davon. Wenn ich dir aber meine Gedanken zu eröffnen verspreche; so bilde dir nicht ein, daß ich mich blindlings an den Ausspruch etwa eines grossen Mannes unter den stoischen Weltweisen zu binden gedenke. Auch ich für mich habe Recht und Macht mein Urtheil zu sagen. Ich werde also einigen unserer Stoiker gänzlich beypflich-



pflichten, anderer Meynung aber nur in einigen Stücken annehmen. Vielleicht trifft es sich, daß wenn ich endlich zuletzt auch mein Bedünken an den Tag legen soll, ich nichts von allem demjenigen misbillige, was die anderen gesagt haben, und daß ich nur bloß hier und da ihren Aussprüchen noch etwas beyfüge.

Darinn bin ich gleich der Meynung aller unserer Stoiker, daß ich es mit der Natur halte. Von derselben nicht abweichen, sondern sich in allen Fällen nach ihrer Vorschrift und Beispiel richten, ist wahre Weisheit. Ein glückseliges Leben ist diesemnach dasjenige, welches mit der Natur übereinkommt.

Dieses aber kann niemand erlangen, der nicht eine gesunde Seele besitzt, und deren Kräfte daneben sich in einer unveränderten Gleichheit beständig befinden. Eine Seele die stark und edel, dabey aber heiter und gelassen ist: Die sich in die Umstände der Zeit zu schicken weiß: Die für ihren Leib und für alles dasjenige was ihn angehet sorgfältig bemühet ist; doch so, daß sie dadurch nicht einen Augenblick aus ihrer Ruhe gebracht wird: Die fleißig acht hat, sich alles das zu Nut zu machen, wodurch die Lebensart verbessert wird; aber ohne
A 5 jemals



jemals eine einfältige Verwunderung blicken zu lassen: Die sich endlich der Glücksgüter bedient, ohne denselben dienstbar zu werden.

Aus diesem allen begreifst du leicht, ohne daß ich es noch hier beyfügen darf, daß wenn also alle die Hindernisse, die uns entweder reitzen oder erschrecken können, aus dem Wege geräumt sind, darauf eine stetswährende Ruhe, eine rechte Freyheit folge. Denn es nimmt alsdenn, statt elender, vergänglichlicher, und in der Ausübung selbst schädlicher Wohl luste, eine vollkommene Freudigkeit die Seele ein: Eine Freudigkeit, die unwandelbar und unbeweglich ist, und die von einer beständigen Zufriedenheit, Gemüthsstille, Großmuth und Leutseligkeit begleitet wird. Denn die Unfreundlichkeit ist ein Zeichen eines blöden Geistes.

Man kann aber auch dieses unser höchstes Gut auf andere Art beschreiben: Das ist, man kann eben den Sinn noch mit andern Worten ausdrücken. So wie man ein Kriegesheer auf verschiedene Weise in Schlachordnung stellen kann; so daß es entweder sich weit ausbreite, oder durch Verdoppelung und Schliessung der Glieder einen engeren Platz einnehme;



nehme; entweder durch Ausrückung der Flügel einen halben Mond mache, oder auf einer Linie stehe; da doch inzwischen durch alle diese Arten dessen Macht und Eifer für den zu streiten dessen Partey es ergriffen hat nicht verringert werden: So kann auch die Beschreibung des höchsten Gutes entweder weitläufiger ausgedehnet, oder in eine kurze Erklärung zusammen gezogen werden.

Es läuft demnach auf eines hinaus, ob ich sage, das höchste Gut bestehe in einem Gemüthe, das auf zufällige Dinge nicht achtet, und in der Ausübung der Tugend vergnügt ist; oder ob ich es eine unüberwindliche Stärke der Seele nenne, die mit einer genauen Kenntniß aller Dinge verbunden ist, die sanftmüthig und ruhig in allen ihren Handlungen, leutselig, gegen jedermann gefällig ist. Oder man kann auch noch diese Beschreibung also geben, daß man denjenigen Menschen glücklich heisset, der sonst nichts für gut oder für böse erkennet, als bloß eine gute oder eine übele Gemüthsbeschaffenheit; der die Ehrbarkeit liebet; der sich an der Tugend begnügt; den zufällige Dinge weder stolz machen, noch niederschlagen; der kein höheres Gut kennet, als welches er sich selbst geben kann; und dem die Verachtung der Wohl-
lust eine wahre Wohl-
Eben



Eben diesen Begriff könnte man noch, wenn man weitläufig seyn wollte, in verschiedene Formen gießen, ohne daß ihm was von seinem Nachdruck abginge. Was hindert, z. E., daß ich ein glückseliges Leben einen freyen, aufgerichteten, unerschrockenen und standhaften Geist nenne, der nichts fürchtet und nichts begehret? der für sein einziges höchstes Gut hält, rechtschaffen, und für das größte Uebel, boshaft zu seyn; und der bey sich selbst versichert ist, daß die übrigen Dinge in der Welt viel zu niedrig und geringe sind, als daß sie dem glückseligen Leben etwas zu seiner Vollkommenheit hinzusetzen, oder von derselben benehmen könnten, sondern daß sie bald kommen, bald gehen, ohne durch ihr Daseyn oder Weichen das höchste Gut im geringsten zu verringern oder zu vermehren. Wer auf solche Gründe bauet, der muß nothwendig, auch fast wider Willen, von einer steten Heiterkeit begleitet werden. Er muß eine ungestörte und aus einer erhabenen Quelle herfließende Munterkeit empfinden, welche macht, daß er sich desjenigen bedienet was er besitzt, und daß er auch nichts mehr begehret, als was er besitzt. Sollte er dieses wohl mit den elenden, wichtigen und flüchtigen Ergötzungen des Leibes vertauschen? So bald er sich den Regungen der Wohl lust aussetzt, eben in dem Augenblick



genblick setzt er sich auch den Regungen des Schmerzes aus.

Du siehest aber wohl, in was für eine übele und schändliche Sklaverey derjenige gerät, welcher sich von Lust und Schmerz, als zween wankelmüthigen und grausamen Herren, wechselsweise beherrschen läset. Man muß demnach trachten sich von ihrer Herrschaft zu befreyen. Dieses aber kann nicht anders geschehen, als durch Verachtung des Glückes. Denn aus dieser entstehet erst jenes unschätzbare Gut, nämlich, ein erhabenes, ruhiges und sicheres Gemüth. Aus dieser entstehet die mächtige und unbewegliche Freude, welche das Erkenntniß der Wahrheit zum Grunde hat, alle Furcht verbannet, und von einem angenehmen und aufgeklärten Geist begleitet wird, der sich an diesem allen, zwar nicht als an dem höchsten Gute selbst ergethet, es aber als natürliche Folgen des erlangten Gutes ansieht.

Da ich aber gesonnen bin (*), auch hinführo

(*) Dalecamp erkläret dieses in seinen lateinischen Anmerkungen: Da ich weitläufig zu verhandeln angefangen. Glazemaaker sagt: Dieweil ich in aller Freyheit angefangen habe zu handeln. Ich weis nicht ob ich es besser getroffen habe.



führe eben so deutlich und aufrichtig zu schreiben, als ich angefangen habe, so muß ich dir kund thun, daß derjenige allein könne glücklich genennet werden, der aus vernunftmäßigen Gründen nichts begehret, und nichts verabscheuet; nicht aber der unempfindlich ist. Denn auch das Vieh und die Steine kennen weder Furcht noch Traurigkeit: Aber deswegen wird ihnen doch niemand eine Glückseligkeit zuschreiben, da sie keinen Begriff von derselben haben. In eben diese Klasse gehöret auch eine gewisse Art von Menschen, welche eine natürliche Blödigkeit, und die wenige Erkenntniß ihrer selbst in die Zahl der Thiere gesetzt hat. In der That ist zwischen beyden kein Unterscheid. Jene haben gar keine Vernunft: Diese aber misbrauchen die ihrige zu lauter verkehrten Absichten, und selbst zu ihrem eigenen Verderben. Nun kann aber niemand für glücklich gehalten werden, der noch nicht weiß was Wahrheit ist.

Und daraus folgt denn, daß ein glückseliges Leben dasjenige ist, welches auf ein reifes, vernunftmäßiges und gewisses Urtheil fusset; und diesernach auch unveränderlich ist. Denn das Gemüth ist alsdenn erst recht rein und vom Uebel befreyet, wenn es sich nicht nur nicht durch grobe Reizungen, sondern auch nicht durch



durch die mindesten Regungen überwältigen läſſet, beſtändig und ſtandhaft auf einer Stelle bleibet, und ſich auch durch das widrige und drängende Schickſal nicht von der einmal eingenommenen Höhe treiben läſſet. Ich ſage vom widrigen Schickſal. Denn wo iſt wohl ein Menſch, der ſich, wo er noch einige Spuren der Menſchlichkeit bey ſich findet, von der Wohlлуſt, ob ſchon ſie ihn gleichſam überſchwemmete, von allen Seiten eindränge, und ſtündlich neue Arten der Süßigkeiten, das Gemüthe zu feſſeln, hervorsuchte; der ſich, ſage ich, von der Wohlлуſt ſo ſehr übermannen laſſen und ſo weit vergeſſen ſollte, daß er Tag und Nacht ihren Kigelungen nachhängen, und dem Leibe, mit Verabſäumung der Seele, dienen ſollte.

Aber ſagt man, der Seele werden doch auch dabey ihre Wohlлуſte zu Theil. Wohl: Laßt ſie dieſelben empfinden; laßt ſie gleichſam auf dem Throne ſitzen, und die Ueppigkeit und Wohlлуſt nach eigenem Willen wählen; laßt ſie ſich mit allem demjenigen anfüllen, was die Sinne zu rühren pfleget. Noch mehr. Laßt ſie in die vergangenen Zeiten zurücke gehen, und bey dem Andenken voriger Süßigkeiten für Freu-



Freuden und Vergnügen auffer sich selbst kommen. Lasset sie selbst in das Zukünftige zum voraus hinein dringen, ihre Hoffnung außs beste einrichten, und da der Körper in der Schwelgeren begriffen ist schon die Wohl lust in Gedanken anordnen, die sie sich ins Künftige verspricht. Laßt dieses alles seyn. Eben deswegen scheint mir die Seele desto elender daran zu seyn; weil es unsinnig ist, etwas böses vor etwas gutes zu erwählen. Nun kann ja, ohne Vermunft, niemand glücklich seyn: Kann sie aber derjenige haben, der sich das als etwas köstliches wünschet, was ihm in der That schädlich ist?

Derjenige ist demzufolge nur glücklich, der ein gesundes Urtheil hat: Der ist glücklich, welcher mit dem Gegenwärtigen, wie das auch sey, zufrieden ist, und seine Umstände für die besten hält: Der ist glücklich, welcher aus richtigen Gründen alle die Ursachen seiner Handlungen herleitet.

Auch selbst diejenige Weltweisen, welche das höchste Gut in der Wohl lust gesetzt haben, sehen es ein, was sie demselben für einen schimpflichen Platz angewiesen haben. Sie sagen dieserwegen, die Wohl lust sey von der Tugend



gend unzertrennlich, und niemand könne tugendhaft leben, der nicht zugleich vergnügt leben sollte, niemand könne im Gegentheil vergnügt leben, der nicht ehrbar und tugendhaft lebet.

Ich sehe aber nicht ab, wie man diese zwei verschiedene Sachen mit einander unzertrennlich verbinden wolle.

Warum sollte die Wohl lust von der Tugend nicht können getrennet werden? Etwa darum: Weil die Tugend der Ursprung alles Guten ist; so kömmt auch aus dieser Wurzel alles dasjenige her, was ihr liebet und begehret. Wäre es aber in der That an dem, daß Wohl lust und Tugend unumgänglich mit einander verknüpfet sind; so würden wir nicht finden, daß einige Dinge zwar überaus angenehm, die aber nicht wohl anständig noch ehrbar sind, andere überaus anständig und ehrbar, die aber vielen Schmerz und saure Mühe kosten.

Ueberdem ist auch das allerschandbareste Leben mit vieler Wohl lust meistens verbunden. Die Tugend aber kann mit keiner übelen Lebensart zusammen bestehen. Und viele sind
B unglück-



unglücklich, die dennoch darum so wenig aller Wohl lust beraubet sind, daß diese selbst die vornehmste Ursache ihres Unglücks ist. Solches aber wäre unmöglich, wenn Tugend und Wohl lust mit einander vermischet wären. So aber mangelt die Wohl lust öfters der Tugend; und sie bedarf auch niemals derselben. Aus was für einem Grunde also setzet man diese zwey verschiedene, ja selbst miteinander streitende Dinge zusammen?

Die Tugend ist etwas grosses, erhabenes, fürstliches, unüberwindliches, unermüdetes: Die Wohl lust hingegen etwas niederträchtiges, sklawisches, unmächtiges, hinfälliges. Ihr Aufenthalt ist in den Trinkhäusern, und auf den Kampfplätzen der Geilheit. Die Tugend befindet sich in den Tempeln, auf den Gerichtsbänken, in den Rathsstuben, auf Wall und Mauern, voller Staub, schwarz von der Sonne, mit harten Händen. Die Wohl lust verbirgt sich in Schlupfwinkeln und scheuet das Licht. Sie hält sich am liebsten auf in Bädern und an verdächtigen Dertern. Sie ist weichlich, entkräftet, beständig im Schmause (*),
bläß

(*) Wenn ich, mit Glazemaakern, nach den Worten übersetzte: voll Weins und gesalbt; so müßte ich ein paar Seiten



blaß und bleich, geschminkt, und so schwächlich daß sie beständig Arzeneyen gebrauchen muß. Das höchste Gut ist unsterblich und ohne Ende. Es kennet weder Ekel noch Neue. Denn ein gefestetes Gemüth ist nie wankelmüthig noch verdrüßlich, und verändert nie seinen Vorsatz, indem es immer das Beste wählet. Die Wohl lust dagegen verlöschet in eben dem Augenblicke da sie uns auf den höchsten Grad gekitzelt hat. Sie ist von kurzer Dauer. Man wird ihrer bald satt. Der Ueberdruß folgt ihr auf dem Fusse nach; und nach der ersten Hitze wird sie matt und verlieret alle ihre Annehmlichkeit. Wie kann auch dasjenige beständig seyn, dessen Natur bloß in der Bewegung und Unruhe besteht? Wie kann das dauerhaft seyn, was auf das schnellste entstehet und weicht, und dessen Wesen, so zu sagen, durch den Gebrauch abgenüget wird und vergehet. Denn, so etwas muß nothwendig endlich demjenigen Punkt erreichen, wo es aufhöre, und indem es anhebet zu seyn, eilet es schon zu seinem Ende.

B 2

So

ten anwenden, zu erzählen, daß die süßigen Weichlinge unter den Römern die Gewohnheit hatten, sich bey ihren wohlküstigen Schmäusen zu bekränzen und mit köstlichen Salben zu beschmieren. Aber das hiesse ohne Noth eine verdrüßliche Gelehrsamkeit anbringen, und zwar an einem noch verdrüßlicheren Orte, nämlich in einer Anmerkung.



So sind ja auch so wohl die guten als die bösen Handlungen mit Wohl lust verbunden, und ein Lasterhafter ergetzet sich eben so wohl an seinen Schandthaten, als ein Tugendhafter an seinen lobwürdigen Verrichtungen. Dieses ist die Ursache, warum die Alten uns gelehret haben, nicht den angenehmsten sondern den besten Weg zu erwählen; damit die Wohl lust nicht so wohl eine Führerin als vielmehr eine Gefährtin eines vernünftigen Willens sey. Die Natur allein muß uns leiten: Auf diese giebt die Vernunft acht, diese zieht sie zu Rath.

Folglich ist glücklich leben, und der Natur gemäß leben, einerley. Wie aber solches geschehe will ich jeho zeigen.

Wir werden der Natur gemäß leben, wenn wir die Leibesgaben und was der Natur dienlich ist, zwar sorgfältig aber doch nicht ängstlich zu erhalten suchen, als Dinge, die uns nur auf eine kurze Zeit geliehen und vergänglich sind; wenn wir uns ihnen nicht knechtisch zur Dienstbarkeit übergeben, noch uns durch Dinge die auffer uns sind beherrschen lassen; wenn wir dasjenige was dem Leibe zwar angenehm, aber doch nur zufällig ist, eben so ansehen wie die Hülfsvölker oder die leichte Mann-



Mannschaft bey einer Armee. Alle diese Dinge müssen uns dienen, aber niemals befehlen: Denn auf solche Weise nur sind sie der Seele nützlich.

Ein weiser Mann muß sich durch äußerliche Umstände nicht bewegen oder gar überwinden lassen, und nichts ausser sich selbst bewundern. Er muß von gesetztem Gemüthe, auf alle Fälle bereit, und Meister von seiner Lebensart seyn. Die Stärke seines Geistes muß nie ohne Einsicht, und seine Einsicht nie ohne Standhaftigkeit seyn. Was er einmal gewählt hat, das muß er nie verändern, und durch seinen Entschluß muß er nie einen Strich ziehen.

Man begreift hieraus leicht, ohne mein Erinnern, daß ein solcher Mann ordentlich seyn, und allem seinem Thun ein liebereiches und wohlstandiges Ansehen geben werde. Der Grund seiner Handlungen wird in seinen Empfindungen liegen, und aus diesen fließen. Denn die Vernunft kennet nichts, woraus sie ihre Unternehmungen besser herleiten, eine Begierde zur Wahrheit erlangen, und in sich selbst gleichsam zurücke gehen möge, als eben diese sinnliche Empfindungen. Denn auch die Welt, die alles in sich fasset, und Gott der Regierer



gierer des Alls, erstrecket sich zwar über alles
auffer ihm; aber allemal fließet er gleichsam in
sich wiederum zusammen. Eben auf diese
Weise muß es auch unsere Seele machen. Wenn
sie ihren sinnlichen Trieben gefolget ist, und
sich durch dieselben auf äußerliche Dinge er-
streckt hat, so muß sie derselben so wohl als auch
ihrer selbst Meister seyn, und sich, so zu reden,
das höchste Gut dienstbar machen. Daraus
wird eine einstimmige und einfache Kraft, ja
ein gesetztes und gewisses Urtheil entstehen, wel-
ches in seinen Meynungen und Begriffen nicht
uneins oder zweifelhaft ist, sondern nach einer
völligen Ueberzeugung handelt. Und hat denn
ein solches Gemüth einmal sich zu etwas, nach
reifer Ueberlegung, entschlossen, so hat es auch
das höchste Gut erlangt. Denn es bleibt als-
denn gar nichts Unrichtiges oder Ungewisses
übrig, woran es sich stossen oder straucheln,
und also in der Ausübung seines Vornehmens
gehindert werden sollte. Es wird jederzeit nach
seinem Gefallen handeln, so daß ihm kein un-
vermutheter Zufall zustossen kann. Alles was
es thut, wird einen guten Ausgang haben; sich,
so zu reden, von sich selbst schicken, und nichts
wider seinen Willen geschehen. Denn die Lang-
samkeit und die Unschlüssigkeit sind Anzeigen ei-
nes inwendigen Streitens und einer Unbestän-
digkeit.



digkeit. Man mag demnach kühnlich sagen, daß das höchste Gut in einem Gemütthe bestehe, das mit sich selbst einig ist. Denn die Tugend muß gewiß dazu finden seyn, wo eine Uebereinstimmung und Einigkeit ist. Laster sind immer uneins.

Aber, Könnte hier etwan jemand einwerfen auch du ergiebst dich der Tugend aus keiner andern Ursache, als weil du einige Wohl lust aus derselben hoffest.

Hierauf gebe ich den Bescheid, daß wenn gleich die Tugend einige Wohl lust zu erzeugen fähig ist, sie dennoch dieser Wohl lust wegen nicht begehret noch gesucht wird. Denn sie gebieret nicht lediglich eine Wohl lust, sondern diese entstehet auch, nebst vielen andern Vorzügen, aus derselben. Sie bemühet sich nicht dieselbe zu erlangen sondern sie erlangt die Wohl lust auch ob schon ihre Bemühungen auf was anders gehen. Es ist hiermit eben so beschaffen wie mit einem Acker. Wenn derselbe bepflanget und bebauet ist, so wachsen zwischen der Saat vielerley angenehme Blumen. Inzwischen ist doch dieser Blümchen wegen ob sie gleich das Auge ergezen, die Mühe des Landmanns nicht



angewandt worden. Er hatte bey seiner Aus-
faat eine ganz andere Absicht: Diese Annehm-
lichkeit findet sich aber noch dabey. Eben so ist
auch die Wohlhust nicht eine Belohnung der Zu-
gend, noch ein Grund warum man dieselbe su-
chet, sondern bloß ein zufälliger Anwachs der-
selben; und sie gefällt uns nicht weil sie uns er-
gezt, sondern sie ergezt, weil sie uns gefällt.

Das höchste Gut liegt in einer reifen Ue-
berlegung und in der Verfassung einer edlen See-
le. Ist diese zu einer gewissen Höhe gekommen,
ist sie bis zu denen äußersten Gränzen fort-
gerückt, so hat sie das höchste Gut erlangt und
begehrt nichts weiter. Denn über der Voll-
kommenheit ist weiter nichts, eben so wenig als
auffer den äußersten Schranken etwas zu finden
ist. Es ist demnach eine wunderliche Frage, zu
was für einem Ende ich der Tugend nachstrebe?
Das heißt eben so viel, als etwas Vollkomme-
neres als die Vollkommenheit selbst suchen.

Will man wissen, was ich aus der Tu-
gend begehre? So antworte ich: Sie selbst.
Denn sie kennet nichts bessers als sich selbst, und
ist selbst ihr eigener Lohn. Oder ist denn dieses
noch nicht genug? Wie? Da ich sage, das
höchste Gut bestehe in einer unbeweglichen
Stand-



Standhaftigkeit des Gemüthes, in einer Vorsichtigkeit, Scharfsinnigkeit und Erhabenheit (*), in einem gesunden Urtheil, in einer edelen Freyheit, Gemüthsruhe und sitzamen Wesen; so verlanget man noch etwas größeres, wohin dieses alles abzielen solle? Und das sollte die Wohlust seyn? Nein! ich suche das höchste Gut des Menschen, und nicht meines Bauches zu erlangen. Sonst hat das Vieh und die wilden Thiere vor mir einen Vorzug; denn ihnen hat die Natur diesen Theil weit größer als mir geschaffen.

Du thust als ob du mich nicht verstehest, sagt hier etwa ein Epikurer: Denn ich behaupte, daß es schlechterdings unmöglich ist, daß jemand vergnügt leben könne, der nicht auch zugleich tugendhaft lebt. Dieses aber findet bey unvernünftigen Thieren gar keine Statt; eben so wenig als bey denjenigen die ihr höchstes Gut in der Prasserey stellen. Ich bezeuge es demnach öffentlich, daß dasjenige Leben, welches ich vergnügt nenne, ohne Tugend nicht erlangt werden kann.

B 5

Wem

(*) Muret will hier das Wort subtilitas gar ausgelassen wissen. Lipsius setzt sich dawider. Er meynt es soll sublimitas heißen. Ich habe also in dieser Ungewißheit alle beyde Bedeutungen ausgedrückt.



Wem ist 'aber' unbekannt, daß auch die einfältigsten und niederträchtigsten Selen dasjenige was ihr Epikurer Wohl lust nennet im Ueberflusse genießen. Auch die lüderlichsten Gemüther haben viele Vergnügungen, und ihr Geist selbst giebt ihnen viele Arten einer strafbaren Wohl lust an die Hand. So erregt er, zum Exempel, in ihnen einen unleidlichen Troß, eine gar zu stolze und aufgeblasene Hochschätzung ihrer selbst, eine blinde und unvernünftige Hochachtung für ihre eigene Sachen, eine wohl lüstige Lebensart, eine alberne und kindische Freude bey nichtswürdigen Gelegenheiten, eine Plauderhaftigkeit, hochmüthige Beschimpfung anderer Leute, Unlust, und ein durch die lüderlichsten Ausschweifungen eingeschläfertes und träges Gemüth. Dieses alles aber räumt die Tugend aus dem Wege, indem sie uns aufmerksam seyn, und die Wohl lüste erst schätzen lehret, eher wir uns denselben ergeben. Und hat sie denn einige derselben erlaubt befunden, so machet sie sich doch aus ihnen nicht viel, ob sie solche gleich nicht zurücker weist, und freuet sich mehr darüber daß sie dieselben zu mäßigen weis, als daß sie sie genüßt. Da nun aber die Mäßigung die Wohl lust vermindert, so thut selbige, nach eurem Satze, dem höchsten Gute Abbruch. Du nimmst alle Arten



ten der Wohl lust mit offenen Armen an; ich aber halte sie im Zaum. Du hältst keine Maasse in deinen Lüsten; ich hergegen schränke sie in einen vernünftigen Gebrauch ein (*). Du hältst sie für dein höchstes Gut; ich halte sie nicht einmal für was Gutes. Du thust alles in Absicht auf die Wohl lust; ich aber nicht das geringste. Wenn ich aber sage, daß ich nichts aus Absicht der daraus entstehenden Wohl lust unternehme, so verstehe ich hierunter einen solchen Weisen, dem auch du selbst die Wohl lust nicht absprichst.

Denn denjenigen nenne ich noch keinen Weisen, der noch etwas, geschweige denn selbst

- (*) Conrad Foss, ein Danziger, hat im Jahr 1620 eine deutsche Uebersetzung der Werke unseres Seneca herausgegeben. Der Titel seiner Uebersetzung lautet also: Opera des bilig: berühmten vnd fast Nicht-Christlichen weisen Heiden: L. Annaei Senecae. Jetzt aus dem Latein allen Menschen (vornehmlich aber denen, die man jetzt ins gemein CHRISTEN nennet) Zur auffmunterung zu einem mehr-Christlichen als Heidnischen Leben, ins Hochteutsche vbersetzet durch Conradum Fuchsum Danzisc. Am. Urr. Stud. Getruckt in Verlag Johann Carl Bockels zu Franckfurt. Dieser Fuchsius, oder Foss, wie er seinen Vater in der Zuschrift nennet, hat diese Stelle eben so kurz gegeben als sie im Lateinischen ist: Du genießest ihrer (der Wohl lust,) ich gebrauche sie. Glazemaaker setzet: Du misbrauchst und ich gebrauche die Wohl lust.

selbst die Wohl lust, über sich hat. Denn wie wird er der Arbeit, der Gefahr, der Armut, und so vielen andern Widerwärtigkeiten, welche dem menschlichen Leben drohen, widerstehen können, wo ihn diese bemeistert? Wie wird er den Anblick des eindringenden Todes, oder einiges Schmerzes ertragen? Wie, die mancherley Zufälle des Lebens, und so viele mächtige Anläufe der heftigsten Widersacher erdulden können, da er sich von einem so weichlichen und weibischen Feinde übermannen läßt. Was ihm die Wohl lust anrath, das wird er thun. Wie vieles wird ihm diese aber nicht rathen! Du sagst zwar, sie werde ihm zu nichts schändlichem rathen können, indem sie der Tugend an die Seite gesetzt ist. Aber, siehest du hier nicht gleich selbst, was für ein mißliches Gut dasjenige seyn müsse, welches, so zu reden, noch einen Hüter nöthig hat, damit es gut heißen möge. Ueberdem, wie ist es möglich, daß die Tugend die Wohl lust regiere, wenn sie dieser folget? Denn folgen ist die Pflicht der Untergebenen, das Regieren aber kömmt dem zu der da herrschet. Auf diese Weise setzet ihr den Beherrscher hinten an. Auch hat wahrhaftig bey euch die Tugend ein schönes Amt, daß sie die Wohl lüste erst untersuchen und gleichsam auskosten muß.

Doch



Doch, wir werden hernach sehen, ob bey denjenigen, welche mit der Tugend auf eine so schimpffliche Art umgehen, noch wohl wirklich Tugend anzutreffen sey; als welche ihren Namen verlieret, so bald sie aus ihrem gehörigen Plaze gerücket wird. Jezo aber will ich dasjenige erweisen, wovon hier die Rede ist; daß nämlich viele mit Wohlthun überhäuft sind, so daß das Glück alle seine Güter über sie ausgeschüttet zu haben scheint, von welchen doch ein jeder zu bekennen gezwungen ist, daß sie nichts taugen. Man sehe nur den Momentanus und dem Apicius an. Diese Schwelger lassen sich alle Schätze, wie sie es nennen, der Erden und des Meeres zusammensuchen, und die Thiere, so unter dem entlegensten Weltstriche gezeuget werden, müssen auf ihrer Tafel erscheinen. Sie strecken sich auf weichen Decken, und ergeßen sich an dem Ueberflusse der Speisen. Ihre Ohren werden durch die angenehmste Musick, das Gesicht durch artige Schauspiele, und der Geschmack durch die niedrigsten Gerichte gekitzelt. Der ganze Leib wird ihnen inzwischen mit zärtlichen Luchern und Polstern unterstützt. Und damit auch bey diesem allen die Nase nicht müßig sey, wird der Ort in welchem sie also der Ueppigkeit ein Opfer bringen, mit den angenehmsten Rauch-



Rauchwerken angefüllt (*). Man wird mir nicht leugnen, daß diese nicht in Wohlthun leben sollten: Inzwischen sind sie doch nicht glücklich; da sie sich an etwas ergötzen, das an sich nichts gutes ist.

Weit gefehlt, versetzt man, daß sie glücklich seyn sollten. Denn ihnen kömmt manches in den Weg, das ihr Gemüth verwirrt; selbst der Streit ihrer Entschlüsse beunruhigt ihren Geist. Ich gebe dieses zu; dennoch aber empfinden diese Thörichte, diese Wankelmüthige, ob sie gleich einer folgenden Reue beständig unterworfen sind, nichts desto weniger unbeschreib-

(*) Die Römer pflegten bei ihren Gastmählern nicht allein die schönsten Concerte und vielerley Schauspiele aufführen zu lassen, sondern sie befränzten sich auch, sie beschmiereten sich mit vielen wohlriechenden Salben und Wässern, sie zündeten bössliche Rauchwerke in den Zimmern an. Solches zeigen unendlich viele Stellen der damaligen Scribenten; als Horaz, Petron u. a. Es wundert mich also, warum Herr La Mothe le Vayer in seinem Hexameron rustique, in der 3ten Journée, aus diesen Worten einen unanständigen Sinn erzwingen wollen. Hier sind seine Worte. C'est ce qui a donné lieu à la scudre invective de Senèque, contre le luxe & la luxure des Dames de Rome, qui se parfumoient jusque-là: *(il parle d'un en droit, que la pudeur ne permet pas de nommer,)* Et ne naves interim cessat &c.



schreibliches Vergnügen und Wohlhüste; so daß man bekennen muß, sie seyn in dem Augenblicke, da sie so von der Wohlhust überschwemet werden, eben so weit von allem Verdrusse als von der gesunden Vernunft entfernt, und daß sie größten Theils mit Lust unsinnig sind, und lachend rasen.

Die Wohlhüste der Weisen hergegen sind mässig und sittsam, und, so zu reden, matt, und so eingezogen, daß man sie kaum gewahr wird. Und dieses deswegen, weil sie so wohl sich einstellen, ohne daß man ihrer begehret, als auch, weil, wenn sie sich so von selbst einfinden, sie nicht groß geachtet, oder mit vieler Freude angenommen werden. Denn ein Weiser menget dieselbe nur unter seine Lebensart, wie man Freude und Scherz unter ernsthafte Handlungen zu mischen pfeget.

Man höre demnach auf, Dinge die gar keine Verwandtschaft miteinander haben zusammen zu verbinden, und die Wohlhust in die Tugend zu flechten; indem man dadurch nur den verdorbensten Gemüthern das Wort redet. Denn so geschieht es, daß derjenige, welcher aller Wohlhust den Zügel schießen läffet, und von derselben taumelnd und trunken ist, sich ein-



einbildet, er lebe tugendhaft, weil er wets, daß er sehr wohlküstig lebet, da er nämlich höret, die Wohlküst könne von der Tugend nicht getrennet werden. Er nennet also seine Laster Weisheit, und berühmet sich noch dessen was er billig vor aller Welt verbergen sollte.

Ist also gleich Epikur nicht schuld, daß jemand ausschweift, so suchen doch die, welche den Lastern ergeben sind, ihre Ausschweifungen unter dem Deckmantel der Weisheit zu verbergen, und fallen demnach denjenigen zu, bey welchen sie die Wohlküst loben hören. Sie erwägen nicht, wie mässig und eingeschränkt; als wofür ich sie wahrhaftig halte; die Wohlküst des Epikur ist: Sondern es ist ihnen genug, daß sie den Namen der Wohlküst da finden, indem sie bloß einen Schutz und Beschönung ihrer geilen Lüste suchen. Und also verlieren sie auch das einzige Gute, welches sie noch bey so viel Bösem hatten, nämlich die Schamhaftigkeit zu sündigen. Denn nun loben sie selbst dasjenige, wofür sie noch vordem errötheten, und berühmen sich ihrer eigenen Laster: Und so ist es jungen Leuten fast unmöglich, ihre Thorheiten abzulegen, da man es so weit gebracht hat, auch der lüderlichsten Faulheit einen erhabenen Namen bezulegen.

Die-



Diesertwegen eben ist es also so gefährlich die Wohl lust zu erheben, weil dasjenige was bey ihr Tugendhaftes und Gutes sich findet verborgen ist, was aber fähig ist zu verführen gleich in die Augen fällt.

Denn ich für mein Theil bin gänzlich der Meynung, ob es gleich unsere Stoiker ungern hören, daß Epikur nichts lehre, als was ehrbar und recht ist. Ja untersüchet man seine Sätze näher, so sind sie selbst gar zu ernsthaft und traurig. Das was er Wohl lust nennet, wird alsdenn sehr klein und geringe. Die Gesetze und Schranken die wir der Tugend vorschreiben, setzt er der Wohl lust. Er sagt, diese müsse sich nach der Natur richten. Was aber der Natur schon genug ist, das ist der Wohl lust und der Leppigkeit noch viel zu wenig.

Es ist demnach hiermit also beschaffen: Derjenige, welcher ein faules müßiges Leben, und eine stete Abwechselung der Geilheit und der Böllerey eine Glückseligkeit nennet, suchet hernach einen guten Urheber und Bertheidiger seiner bösen Sache. Hat er nun an dem Epikur denselben gefunden, so folget er, bloß durch den schmeichlenden Namen gelockt, der Wohl lust welche er mitgebracht hat, und nicht der
C wel-



welche von jenen gelehrt wird; und da er sich einbildet, daß seine Laster mit dessen Vorschriften übereinstimmen, so hängt er nun denselben nicht mehr furchtsam und heimlich, sondern öffentlich und vor aller Welt nach.

Ich sage also nicht; welches die meisten von uns Stoikern zu behaupten pflegen; daß die Schule des Epikur eine Lehrmeisterinn aller Schandthaten ist: Sondern ich sage nur, daß sie beschrien und in einem übelen Rufe ist, obgleich ohne ihre Schuld. Wer aber kann dieses wissen, als der, welcher dieselbe genau eingesehen hat? Ihr erstes Ansehen giebt zu dem Gerede Anlaß, und läßt nichts gutes von ihr vermuthen. Mit einem Wort, es kömmt mir die Schule des Epikur vor wie ein ehrbarer Mann in weibischer Kleidung. Obgleich derselbe unter dieser Verkleidung nichts Unanständiges begehret; so sollte er doch auch suchen den bösen Schein zu meiden. Denn, ist er schon in seinem Gewissen seiner unsträflichen Aufführung versichert, so ist dennoch die äußerliche Tracht wider ihn.

Man suche demnach seinen Lehrsätzen, ob sie gleich an sich selbst gut sind, auch eine gute Benennung zu geben; damit auch durch diese
das



das Gemüth aufgemuntert werde, diejenigen Laster zurücke zu weisen, welche dasselbe kraftlos machen so bald sie sich zeigen. Wer sich zur Tugend schlägt, läßt alsbald hoffen daß er eine edele Seele habe: Wer sich aber zur Wohl lust wendt, der scheineth dadurch an den Tag zu legen, daß er weichlich und zärtlich sey, nichts männliches an sich habe, und leicht zu allerley schandbaren Dingen verfallen werde, wozufern er nicht jemand findet, der ihm die Wohl luste genau unterscheidet, damit er erkenne, in wie weit dieselben mit dem natürlichen Triebe übereinstimmen, und in wie weit sie ins Verderben stürzen, indem sie unendlich, und je mehr man dieselben erfüllet, desto unersättlicher sind.

Wohlthat, so lasse man denn die Tugend stets vorangehen, so kann man stets sicher folgen. Die Uebermaasse der Wohl lust ist schädlich: Bey der Tugend hingegen ist nicht zu fürchten, daß man zu viel thue. Denn in derselben ist die rechte Maasse. Dasjenige ist nichts wirklich Gutes, dessen man zu viel thun kann.

Uebrigens wie kann auch Geschöpfen, welche eine vernunftmäßige Natur empfangen



haben, etwas bessers vorgestellt werden, als die Vernunftselbst? Will man aber ja diese beyde, Tugend und Wohl lust, verbinden, will man in dieser Begleitung zu einem glückseligen Leben gelangen; so wähle man wenigstens die Tugend zur Führerin, die Wohl lust zur Begleiterin, und gleichsam wie einen Schatten um einen Körper (*). Denn die Tugend, als das alleredelste, der Wohl lust zur Dienerin zugeben wollen; das ist sicherlich ein Merkzeichen eines blöden Geistes. Die Tugend muß die vornehmste, sie muß die Anführerin seyn. Wir werden alsdenn nichtsdestoweniger auch Wohl lust genießen; aber so, daß wir Herr über dieselbe bleiben, und sie mäßigen. Diese wird uns denn zwar zu etwas erbitten, zu nichts aber zwingen können.

Die hergegen, welche die Wohl lust an die Spitze stellen, machen sich der einen so wohl als der andern verlustig. Denn die Tugend ent-
wisch

(*) In den Ausgaben des Seneca, welche ich gesehen habe, steht: Wie die Glieder um den Leib. Es wundert mich aber, daß die Gelehrten hier den klaren Fehler des ersten Abschreibers nicht bemerkt haben, welcher anstatt *umbra*, *membra* geschrieben hat. Sie haben ja sonst wohl genugsame Scharfsinnigkeit, Nehmlichkeiten zu sehen wo sie minder anzutreffen sind als hier. Was sollten aber hier die Glieder bedeuten?

mischt ihnen aus den Händen, die Wohl lust
 aber besitzen sie auch nicht, sondern sie werden
 von derselben besessen, indem sie entweder der
 Mangel derselben unruhig machet, oder der
 Ueberfluß ersticket. Sie sind elend, wo sie
 von derselben verlassen, weit elender aber, wo
 sie von ihr überschüttet werden: So wie die,
 welche sich auf der See bey einem gefährlichen
 Strudel befinden, und entweder auf eine trock-
 ene Sandbank zu sitzen kommen, oder von der
 Macht des Stromes dahin gerissen werden.
 Dieses aber ist der allgemeinste Erfolg der Un-
 mäßigkeit und einer gar zu grossen Neigung zu
 sinnlichen Dingen. Denn der, welcher was
 Böses als etwas Gutes begehret, für den ist es
 immer gefährlich, woferne er es erlangt.

Gleich wie man mit vieler Mühe und Ge-
 fahr wilde Thiere fängt, und sie auch hernach
 noch mühsam bewahren muß, indem sie oft ihre
 eigene Herren anfallen: Eben so sind auch die,
 welche viele Arten der Wohl lust besitzen, sehr
 vielen Gefährlichkeiten ausgesetzt; da sie oft
 von denselben gefangen gehalten werden, an-
 statt daß sie selbige bemeistern sollten. Je häu-
 figer diese Wohl luste, und je grösser sie sind,
 desto elender und desto mehrern ist derjenige
 dienstbar, welchen der gemeine Mann glücklich
 nennet.



Wir wollen noch etwas bey diesem Gleichnisse bleiben. So wie der, welcher die Thiere in ihrem Lager auffuchet, und es für ein ungemeynes Vergnügen hält

das Wild ins Garn zu ziehn,
und einen grossen Wald mit Hunden zu umstellen,

damit er der Spur folgen könne, bey dieser Beschäftigung oftmal wichtige Sachen hintansetzet, und viele Pflichten versäümet; so setzet auch der, welcher der Wohlhust folget, alles hintan. Er verabsäümet die ihm angeborne Freyheit, und setzet sich, seinem Bauche zu Gefallen, in grosse Ausgaben: Doch erkaufet er sich hierdurch nicht eine Wohlhust, sondern er verkauft vielmehr sich derselben.

Was hindert aber, wirft man hierwider ein, daß man die Tugend und die Wohlhust zusammenschmelze, und hieraus denn das höchste Gut herausbringe: So daß eben dasselbe zugleich wohlstandig und vergnügend sey? Dieses, daß die Wohlstandigkeit in ihren Theilen auch nichts leiden kann, das nicht wohlstandig sey; und das höchste Gut würde nicht mehr so unverfälscht seyn, wenn etwas darinnen wäre, welches nicht so gut wäre wie das übrige.



übrige. Denn auch die Freudigkeit selbst, welche aus der Tugend entsteht, ob sie schon etwas gutes ist, so trägt sie doch nichts zum höchsten Gute bey: Eben so wie die Munterkeit und die Gemüthsruhe zu demselben nichts beytragen, ob sie wohl aus dem allerschönsten Grunde entspringen. Denn diese Dinge sind zwar gut, sie sind aber nur Folgen des höchsten Gutes, und die nichts zu dessen Vergrößerung bewirken.

Wer aber die Wohl lust und die Tugend verbindet, und zwar also, daß er noch jenen Vorzug läßt, der machet alle die Stärke, so bey dieser zu finden ist, durch die Hinfälligkeit jenes höchsten Gutes zu nichte, und bringet dadurch diejenige Freyheit, welche denn erst unüberwindlich ist wenn sie nichts kostbarrers als sich selbst kennet, unter's Joch. Denn er hat alsdenn auch des Glückes vonnöthen: Und dieses ist schon eine grosse Sklaverey. Daraus folgt ein sorgvolles Leben, welches mit Mißtrauen, Unruhe und Furcht für widrige Zufälle verbunden ist, und alle Augenblicke auf die Veränderungen der Zeit acht haben muß.

Man eignet also auf diese Art der Tugend nicht einen ihrer genugsam würdigen, und unbedingten durchstreuen. C 4 6 5 wegli-



weglichen Grund zu, sondern man stellet sie vielmehr auf einen ungewissen und schlipferigen Fuß. Denn was ist wohl ungewisser, als die Erwartung zufälliger Dinge, und als die Abwechselungen des Körpers, und alles desjenigen was denselben angehet? Wie kann der, welcher noch durch die verschiedenen Regungen der Lust und des Schmerzes bewegt wird, Gott den schuldigen Gehorsam leisten, und alles dasjenige, was ihm zustößt, mit ruhigem Gemüthe annehmen, auch alle seine Zufälle zum besten auslegen, ohne sich über das Schicksal zu beschweren? Ja auch seinem Vaterlande und seinen Freunden wird er nicht einmal die gehörigen Pflichten leisten, wo er sich der Wohl lust ergiebt.

Das höchste Gut stehet demnach auf einer solchen Höhe, von welcher es keine Gewalt herunter zu reißen vermögend ist, und wohin weder Schmerz, Hoffnung, Furcht, noch irgend etwas gelangen kann, wodurch dasselbe unvollkommener werde. Zu einer solchen Höhe aber kann sich bloß die Tugend hinauf machen. Diese allein kann mit einem sichern Tritt den Berg übersteigen. Sie wird auch auf demselben unbeweglich stehen, und alles was ihr widerfährt ertragen. Und dieses zwar nicht bloß



bloß mit einer geduldigen Gelassenheit, sondern gar mit einer muntern Freywilligkeit; indem sie gewiß weiß, daß alle Widerwärtigkeiten des Lebens in dem Verband und der Ordnung der Natur ihren Grund haben. Und wie ein guter Soldat seine Wunden großmüthig erduldet, sich seiner Narben rühmet, und wenn er gleich von allen Seiten durchstochen ist, auch noch sterbend den Fürsten liebt, für welchen er erblasset: So wird auch sie diese bekannte Vorschrift jederzeit vor Augen haben: Folge Gott.

Denn auch der, welcher klaget, weinet und seufzt, wird dennoch mit Gewalt gezwungen dasjenige zu thun, was ihm das Schicksal auflegt, und wird, so zu reden, nichtsdestoweniger bey den Haren gezogen des Himmels Befehle zu erfüllen. Ist es aber nicht eine Thorheit, sich lieber zu etwas zwingen zu lassen, als freywillig zu folgen? Indessen ist es wahrlich eben eine solche Narrheit und Unkündigkeit seines eigenen Zustandes, sich darüber zu härmern, daß uns etwa ein hartes Schicksal begegnet, oder sich zu verwundern und ungeduldig zu bezeigen, bey Vorfällen die Gute und Böse gemein haben, als Krankheiten, Sterbensfälle, Schwachheiten und alle die übrigen Widerwärtigkeiten, welche das menschliche Leben durchkreuzen. E 5 Man



Man dulde demnach dasjenige mit einem großmüthigen Geiste, was man nach der einmal gemachten Einrichtung der Welt zu erdulden versehen ist. Denn auf diesen Beding sind wir, wo ich mich so ausdrücken darf, in Eid und Pflicht genommen worden, daß wir alles das ertragen wollten, was mit der Menschlichkeit unumgänglich verbunden ist, und daß uns dasjenige nicht anfechten sollte, was nicht in unsern Kräften stehet zu vermeiden. Wir sind zum Gehorsam gebohren. Gott gehorchen ist aber die rechte Freyheit.

So ist demnach die wahre Glückseligkeit in der Tugend gegründet. Was wird dir aber diese rathen? Daß du nichts für gut oder für übel haltest, was nicht durch deine Tugend oder Bosheit dir zustößt. Darnach, daß du unbeweglich seyst, und das Böse durch das Gute überwindest, damit du, so viel möglich, der Gottheit ähnlich werdest.

Was aber wird dir für diese Bemühung versprochen? Etwas grosses und fast göttliches. Du wirst nichts gezwungen thun. Du wirst nichts bedürfen. Du wirst frey, sicher und schadlos seyn. Du wirst nichts vergeblich unternehmen. Du wirst von keinem Unter-

nehmen abgehalten werden. Alles wird dir nach Wunsch von statten gehen. Es wird dir nichts Widriges begegnen, auch nichts wider dein Vermuthen und wider deinen Willen ausfallen.

Wie? Ist denn also die Tugend, diese vollkommene und göttliche Tugend, allein zu einem glückseligen Leben genug? Wie sollte sie nicht genug seyn? Ja, mehr als zu viel. Denn was kann demjenigen noch fehlen, der nichts mehr begehrt? Was kann der noch auſſer sich nöthig haben, der schon alles, was er bedarf, in sich faſſet?

Inzwischen ist aber dennoch dem, welcher sich nach der Tugend bestrebt, ob gleich er schon ein Stück Weges hinter sich gelegt hat, so lange er noch mit den menschlichen Schwachheiten streiten muß, ein günstiger Blick des Glückes nöthig, bis er diesen Knoten und diese sterblichen Bande aufgelöst hat. Was ist denn aber zwischen ihm und andern für ein Unterscheid? Dieser, daß da einige von den Leidenschaften gebunden, andere bestricket, andere gar verstricket werden, der hergegen, welcher sich schon höher geschwungen hat, gleichsam nur noch



noch in geraumen Fesseln gehalten wird (*);
so daß er zwar noch nicht gänzlich frey, aber
doch schon so gut als frey ist.

Wie wenn mir nun aber jemand von de-
nen welche die Weltweisheit antasten, ihrer
Gewohnheit nach sagte: Ist diesem also, war-
um redest du denn besser, als du selbst lebest?
Warum schmeichelst du denen die über dir sind?
Warum hältst du das Geld für eine nöthige Sa-
che? Warum wirst du gerührt, wenn dir et-
was zu schaden kömmt? Warum läßt du Trä-
nen fallen, wenn du den Tod deiner Gattinn
oder deines Freundes erfährest? Warum siehest
du auf das Gerüchte der Leute, und wirst von
übelen Nachreden gerührt? Warum ist dein
Landgut sorgsamer ausgeziert, als zu dem na-
türlichen Gebrauch desselben vonnöthigen ist?
Warum sind deine Mahlzeiten nicht nach dei-
nen Vorschriften eingerichtet? Weswegen hast
du einen so kostbaren Hausrat? Weswegen
trinkt

(*) Conrad Fos hat hier die Worte des Terent, *laxam cate-
nam trahit*, gar nicht übersezt, indem er vielleicht nicht
gewußt was sie bedeuten. Ich glaube daß sie umgekehr
dasselbe anzeigen sollen, was der *laxus funis* beym So-
kraz im 2. B. 7. Satyre 19. vß.

*In vitiis tantó leuius miser, ac prior ille,
Qui iam contento, iam laxo fune laborat.*

trinkt man bey dir Wein, der älter ist als du selbst? Und weswegen wird er so künstlich hingestellt (*)? Warum lässest du Bäume bloß des Schattens wegen pflanzen? Weswegen hat deine Frau Ohrbuckeln die ein ansehnliches Vermögen betragen? Aus was für einer Ursache giebst du deinen Paaschen eine so prächtige Lieberey (**)? Weshalben ist es bey dir eine besondere Wissenschaft, bey Tische aufwarten zu können? Warum wird das Silbergeschirr deines Schentfisches nicht gleich weg, sondern

(*) So hat diese Stelle gar ausgelassen. Sie steht auch in manchen Ausgaben des Seneca nicht. In andern steht *domus* für *autem*. Ich habe mich nach der ekevirischen Ausgabe von 1649 gerichtet. Dieses finde ich nöthig zu erinnern, weil fast alle Ausgaben verschieden sind. Uebrigens habe ich es gewagt auch eine critische Aenderung bey dieser Stelle vorzunehmen, und anstatt *cur autem* disponitur, zu lesen, *cur arte disponitur*.

(**) Ich folge dem Lipsius, welcher in seinen Anmerkungen zu den Jahrbüchern des Tacitus, Lib. XV. Excurs. B. weitläufig zu erweisen sucht, daß das *paedagogium* der Römer ungesehr mit denen Paaschen der Franzosen und Italiener überein kömmt. M. de la Mettrie, welcher vor ungesehr zwey Jahren eine französische Uebersetzung dieses Buchs heransgab, die sonst nicht allzu genau geraten ist, hat hier auch das Wort *Pages* gebraucht. Von seinem Discurs über die Glückseligkeit, welchen er seiner Uebersetzung vorgelegt hat, will ich nicht gedenken. Wenn der Verfasser aus seinem *Homme machine*, und anderen kleinen Werkchen bekannt ist, wird sich leicht vorstellen können, wie seine Glückseligkeit aussieht und worinn sie besteht. Es wundert mich daß man in einer gewissen Schrift dieses Discurses mit Lobe gedacht hat.



bern nach der Kunst hingestellt? Weshalben endlich hältst du einen Vorschneider, der die Speisen künstlich zu zerlegen wisse?

Du kannst hier auch noch dieses hersehen: Warum besitzest du liegende Gründe in weit entlegenen Ländern? Ja, warum besitzest du mehr Bediente, als du selbst kennest? Bist du etwa so uverantwortlich unachtsam, daß dir deine wenige Knechte unbekannt sind? Oder bist du so üppig, daß du deren mehr hast, als dein Gedächtniß fassen kann.

Wo du willst, so will ich dir hernachmals noch selbst behülfflich seyn mich auszuschelten, und mir noch weit mehr vorwerfen als du wohl denkst. Jetzt aber will ich dir nur dieses antworten: Ich bin kein Weiser; und damit ich dir noch mehr Anlaß gebe, dich über mich aufzuhalten, ich werde es auch niemals werden. Demzufolge fordere ich auch nicht von mir selbst, daß ich den Besten gleich, sondern nur besser als die Schlimmsten seyn möge. Es ist mir schon genug, wenn ich nur täglich etwas von meinen Lastern ablege und meine Ausschweifungen bestrafe. Ich bin noch nicht zu einer vollkommenen Gesundheit gelanget, und ich werde auch nicht dazu kommen. Ich suche
nur,



nur, so zu sagen, vielmehr einige Linderung für meine Fußgicht, als ein Mittel wider dieselbe, und ich bin schon zufrieden, wenn ich nur immer seltener von ihr angefallen werde, und wenn sie mich weniger plagt. Ich bin gegen euch sehr schlecht zu Füsse.

Was ich also jetzt gesagt habe, das rede ich nicht für mich, denn ich bin noch den größten Lastern unterworfen, sondern für den der schon etwas weiter gekommen ist. Du lehrst anders, sagt man, und lebst anders. Aber, ihr Boshasten und ihr Feinde aller rechtschaffenen Leute, ist dieses nicht auch dem Plato, dem Epikur, dem Zeno vorgeworfen worden? Alle diese grosse Männer zeigten, nicht wie sie selbst lebten, sondern wie man leben müsse. Eben also spreche auch ich von der Tugend, und nicht von mir selbst, und wenn ich auf die Laster zörne, so zörne ich vornehmlich auf meine eigene. Kann ich es so weit bringen, so werde ich auch so leben, wie man leben sollte. Inzwischen aber sollen mich eure boshafte und giftige Urtheile niemals abschrecken, das was ich das Beste zu seyn erkannt habe, zu erwählen. Auch das Gift, welches ihr auf andere ausschüttet, und wodurch ihr euch selbst umbringet, wird mich nicht



nicht hindern, beständig eine Lebensart zu erheben, nicht zwar wie ich sie führe, sondern wie ich überzeugt bin daß man sie führen sollte, und die Tugend zu verehren, und ihr, obgleich ganz von weitem und nur kriechend, zu folgen. Und wie sollte ich auch wohl vermuthen können, daß etwas vor den Zahn der Bosheit frey sey, da weder Nutilius noch Rato von demselben sind unbeschädigt geblieben? Oder wie sollte es möglich seyn, daß denjenigen jemand nicht gar zu reich scheine, denen Demetrius der Cyniker noch nicht einmal arm genug ist? Demetrius der strenge Mann, der alle Regungen der Natur bestritte, und der desto ärmer war denn alle andere Cyniker, weil, da er sich das Gesetz aufgelegt hatte nichts zu haben, er sich auch zugleich verboten hatte etwas zu begehren; der, sagen sie, sey noch nicht dürftig genug. Eben als wenn er sich bloß vielmehr bestrebte dürftig, als tugendhaft zu seyn.

Auch Diodor, der epikurische Weltweise, der vor kurzer Zeit Hand an sich selbst gelegt, und also sein Leben geendet hat, sagen sie habe nicht nach der Vorschrift des Epikur gehandelt, da er sich die Kehle abgeschnitten. Einige wollen ihm dieses Verfahren als eine Unbesonnenheit,



heit, andere als eine Tollkühnheit auslegen. Inzwischen hat dieser Glückselige ihm selber, aus der Ueberzeugung eines guten Gewissens, bey seinem Abschiede aus der Welt das beste Gezeugniß abgelegt, und gerühmet, wie ruhig er in der Stille, von allen Geschäften entfernt, gelebet habe, und; welches ihr seine Tadler mit Unwillen höret, gleich als wenn ihr ein gleiches zu thun verbunden wäret; gesagt:

So hab ich denn gelebt, und jetzt den Lauf vollbracht,
Den mir das Glück gesetzt.

So urtheilt ihr von dem Leben des einen und von dem Tode des andern, und sobald ihr nur von Leuten reden höret, die sich durch ihre Tugend groß und ruhmwürdig gemacht haben, so bellet ihr dieselben gleich an, wie die kleinen Hunde wenn ihnen ein unbekannter Mensch zu Gesichte kömmt. Es ist euch nämlich daran gelegen, daß niemand für tugendhaft gehalten werde; gleich als ob die Tugend anderer euch eure Laster nur destomehr vorrücke. Ihr stellet deswegen, wiewohl nicht ohne Widerwillen, eine Vergleichung zwischen den Vorzügen anderer und eurem niederträchtigen Betragen an. Ihr bedenket aber nicht, wie nachtheilig euch diese Vergleichung ist. Denn sind selbst die, welche der Tugend nachstreben, dem

D

Geiß,



Geiz, der Heppigkeit, dem Hochmuth ergeben, wie muß es denn um euch aussehen, denen der bloße Name der Tugend schon verhaßt ist.

Ihr sprecht, keiner unter den Weisen lebe so, wie er sagt, daß man leben muß. Ist dieses aber auch noch wohl Wunder, da sie Dinge lehren, die erhaben und großmüthig, und über die Veränderungen menschlicher Zufälle weg sind? Da sie bemühet sind sich von den Leidenenschaften los zu reißen, in welche ihr euch freywillig immer mehr verstrickt, und gleichsam wie mit Nägeln an das Kreuz heftet. Werden sie aber ja, von einigen derselben bemerft, so sind es doch nur wenige. Die hergegen (*), welche auf sich selbst nicht acht

(*) Fos läßt diese Stelle ganz weg, und er hat vielleicht am besten gethan. Der neue französische Uebersetzer macht daraus ein Galimathias. Ich gestehe, daß ich selbst nicht glaube den rechten Gedanken des Seneca getroffen zu haben. Doch habe ich mich bemüht etwas hinzusehen, daß mit dem vorbergehenden zusammen hängt. Der Ort muß von den Abschreibern sehr gemißhandelt seyn. Glazemaaker übersezt so: Aber diejenige, die sich selbst strafen, werden durch so viel Reinigungen, als sie Begierden haben gestraft. Was die Lasterer angeht, so haben sie einige Behändigkeit in der Beschimpfung anderer: Ja, ich würde ihnen glauben, wenn einige unter ihnen nur nicht diejenigen, welche ihnen zuhören, auspien, indem sie in der Bestrafung sind.





acht haben, haben eben so viel Arten des Kreuzes und der Marter, als sie Arten der Begierden haben und sind dabey noch so boshaft, daß sie andere beschimpfen und auf ihre Aufführung sticheln. Sie verdienen aber darinn desto weniger Gehör, da sie meistens selbst diejenigen Laster besitzen, die sie andern aufbürden wollen.

Halten gleich die Weltweisen nicht alles das selbst was sie lehren, so thun sie doch auch dadurch etwas Grosses, daß sie es lehren, daß sie so edle Gedanken hegen. Denn, wenn sie auch vollkommen nach ihrer Vorschrift lebten, wer wäre glückseliger wie sie? Inzwischen aber, da dieses nicht ist, so sind doch ihre gute Lehren, und ihre mit guten Gedanken erfüllte Herzen nicht zu verachten. Es ist rühmlich, sich mit nützlichen Wissenschaften zu beschäftigen, wenn man auch gleich dieselben nicht zur Ausübung bringen kann. Ist es aber auch wohl zu verwundern, daß sie den Gipfel nicht erreichen, da sie eine so steile und gähe Höhe ersteigen wollen? Diese grosse Männer sind, wenn sie gleich wieder etwa fallen, dennoch deswegen schon hochzuhalten, daß sie sich so was Grossen unterfangen. Es ist ein großmüthiges Beginnen, wenn man nicht die Schwäche seiner eigenen

D 2

Kräfte





Kräfte in Erwägung ziehet, sondern bloß acht hat, wie weit man es nach denen von der Natur verliehenen Kräften bringen könnte, und aus diesem Grunde schwere Sachen unternimmt, alles versuchet, und grössere Dinge sich auszurichten vorsetzt, als auch die stärksten Geister auszurichten vermögend sind.

Derjenige, welcher den Vorsatz faßt: Ich will mit eben so unerschrockenem Auge von dem Tode reden hören, als denselben herannahern sehen. Ich will die allermühsamste Arbeit getrost übernehmen, und meinen Leib durch die Kräfte der Seele unterstützen. Ich will den Reichthum, ich mag denselben besitzen oder nicht, gleich geringe schätzen, und deswegen nicht trauriger seyn, wenn ihn andere haben, auch nicht aufgeblasener, wenn derselbe um mich glänzet. Ich will bey denen vortheilhaften und widrigen Veränderungen des Glücks gleich unempfindlich seyn. Die Länderereyen anderer will ich wie meine eigene ansehen, und die meinigen als wenn sie der ganzen Welt gehörten. Ich will so leben, als einer der überzeugt ist, daß er für alle andere geschafften; und dieserwegen will ich noch der gütigen Natur danken. Denn hätte sie auch wohl auf eine andere Art besser für mich sorgen können?
Mich



Mich schenkt sie allen andern, alle andere aber schenkt sie mir. Was ich besitze, will ich weder geizig bewahren, noch verschwenderisch verthun. Nichts will ich so sehr für mein Eigenes halten, als das was ich Leuten geschenkt habe die es verdienen. Was ich aber schenke will ich nicht seiner Schwere oder seiner Größe nach abwägen, sondern bloß nach dem Werthe desjenigen der es empfängt. Es wird mich das niemals viel dünken, was ich jemanden schenke der es würdig ist. Nichts will ich nach dem Urtheil der Leute, alles nach meinem Gewissen thun, und mir einbilden die ganze Welt sehe das, was ich so heimlich verrichte, daß ich es selbst kaum weiß. Im Essen und im Trinken will ich die Absicht haben, das Verlangen der Natur zu stillen, nicht aber meinen Leib wechselsweise anzufüllen und auszuleeren. Gegen meine Freunde will ich liebreich und angenehm, gegen meine Feinde sanftmüthig und verfühlich seyn, mich eher erbitten lassen, als ich darum angesprochen werde, und einem erlaubten Begehren zuvorkommen. Ich will mir es fest einprägen, daß die Welt mein Vaterland ist, die Götter aber die Beschützer derselben, und daß dieselben über mir und um mich sind, und auf alle mein Thun und Reden acht geben. Wenn denn also die Natur mir meine



Sele abfordern wird, oder daß ich dieselbe aus vernünftigen Ursachen erlassen werde, so werde ich mit diesem Gezeugniß von hinnen scheiden, daß ich mich eines guten Gewissens beflissen, und dasselbe so wohl als gute Wissenschaften geliebt, und niemandes Freyheit, vielweniger aber meine eigene gekränkt habe.

Wer, sage ich, einen solchen Vorsatz faßt, darauf besteht, ihn auszuüben bestrebt ist, und sich also in den Himmel gleichsam erhebt, der hat, wenn er gleich denselben zu halten nicht vermögend ist, dennoch die Beruhigung, daß er wenigstens sich etwas Grossen unterfangen hat.

Ihr aber, die ihr die Tugend und die Verehrer derselben hasset, thut darinnen gar nichts neues. Denn auch blöde Augen fürchten das Licht der Sonne, und die Nachtvögel scheuen den hellen Tag, bey dessen Anbruch sie schüchtern werden, hier und da ihre Löcher suchen, und aus Furcht für der Klarheit sich in den Ritzen verbergen. Ihr dürft indessen nur seuffzen, und eure unseligen Zungen in Lästung tugendhafter Leute üben. Ihr dürft sie nur verfolgen, und die Zähne an sie setzen. Ihr werdet



werdet diese eher brechen, als daß ihr sie ihnen eindrücken solltet.

Warum ist jener der Weltweisheit ergeben, und besitzt doch so viel Reichthum? Warum sagt er, daß man Geld und Gut verachten muß, und hat es inzwischen doch? Warum sagt er, man müsse das Leben verachten, und lebt dennoch? Man müsse die Gesundheit nichts achten, da er doch unterdessen für dieselbe eifrig sorget, und gern frisch und gesund seyn will? Warum hält er es für eine bloße Einbildung sich zu fürchten ins Elend zu wandern, und sagt: Was steckt denn darinn, aus einem Lande in das andere zu gehen? Da er doch inzwischen gern, wosfern er kann, in seinem Vaterlande alt wird. Warum versichert er, es sey unter einem kurzen oder langen Leben kein Unterscheid; und strecket doch inzwischen seine Jahre so weit hinaus wie er nur immer kann, und lebet in einem vergnügten, gesunden und ruhigen Alter?

Ein Weiser, ist hierauf meine Antwort, spricht, man müsse dieses alles nicht achten: Nicht als ob er es ganz und gar nicht besitzen wolle, sondern damit er es nicht ängstlich besitze. Er treibt dieses alles nicht von sich zurück, wenn es kömmt; er siehet ihm aber mit gleich-



giltigem Gesichte nach, wenn es weicht. Und wo könnte auch das Glück einen grossen Reichtum z. E. sicherer aufzuheben geben, als eben da, wo es ihn jederzeit wieder nehmen kann, ohne daß derjenige darüber seufze, der ihn wiedergeben muß? Wie der Markus Kato den Kurius und den Korunkanius und jene glückseligen Zeiten lobte, da es ein Staatsverbrechen war auch nur einige wenige Silberbleche zu besitzen (*), so besaß er wirklich über zehnmahl hundert tausend Thaler. Dieses war zwar weniger als Krassus nachhero gehabt hat, doch überstieg es weit das Vermögen des Censors Kato: So daß, wenn man eine Vergleichung anstellen wollte, es sich finden würde, daß er seinen Aelternvater weit mehr übertroffen, als er hernachmals vom Krassus ist übertroffen worden (**).

III=

(*) Diejenige, welchen die Einrichtung des alten Roms unbekannt ist, werden sich vielleicht verwundern, wie es als ein Staatsverbrechen konnte angesehen werden, reich zu seyn. Es waren aber in Rom gewisse Magistratspersonen, welche auf das Vermögen der Bürger acht haben mußten, damit unter denselben immer ein gewisses Gleichgewichte bleiben möchte. Da nun das Eigentum der ersten Römer sehr geringe war, so wurde damals der schon als ein gar zu mächtiger und gefährlicher Mann angesehen, der einiges Silberwerk besaß. Exempel davon geben Valerius Maximus, Livius u. a. m.

(**) Kurius ist seiner Armut wegen fast keinem unbekannt.

Er



Inzwischen hätte dieser Kato, wenn ihm auch noch ein grösserer Reichthum zugefallen wäre, denselben nicht verachtet. Denn ein Weiser hält sich nicht für unwürdig irgend einige Gaben des Glücks zu besitzen. Er liebt den Reichthum zwar nicht, er will dennoch lieber reich als arm seyn. Er nimmt denselben nicht in sein Herz, aber doch in sein Haus auf. Er entschlägt sich desselben nicht, wenn er ihn besitzt; er setzt ihm aber die gehörigen Schranken, und läßt ihn ihm dienen seine Tugend destomehr an den Tag zu legen.

Wer zweifelt aber, daß ein Weiser mehr Gelegenheit im Reichthum als in der Armut habe, seine Gemüthsneigung an den Tag zu legen? In dieser kann man nur diese einige Art der Tugend zeigen, daß man nämlich nicht gebeugt, oder niedergeschlagen werde: Der

D 5

Reich-

Er ist derselbe, von dem Canis singt, daß er,
nach vielen Heldenthaten,

Auf seinem Meyerhof die Rüben durste braten.

Korunkantus bekleidete fast um dieselbe Zeit die höchsten Ehrenstellen. Die beyden Kato sind auch wohl einem jeden bekannt. Krassus aber ist derjenige, von welchem Cicero meldet, daß viele ihn gehört haben sagen, er halte niemand für reich, der nicht ein Kriegerheer von seinem Einkommen unterhalten könne.



Reichtum hergegen öfnet uns ein weites Feld zu vielen andern Gattungen derselben; Mäßigung, Freygebigkeit, gute Verwaltung, vernünftige Anwendung desselben, und standesmäßige Aufführung.

Eben so wird sich ein Weiser nicht gering schätzen, wenn er auch von der allerkleinsten Statur wäre; er wird aber doch lieber einen guten Wuchs und eine ansehnliche Länge haben wollen. Er wird bey einem schwächlichen Körper und bey verlornem Gesichte einen gleichen Muth halten: Inzwischen wird er doch lieber einen gesunden Leib und Glieder haben wollen; und weil er überzeugt ist, es seyn an ihm etwas gesunders als sein Leib, so wird er die Schwachheiten desselben ertragen, sich aber dennoch eine gute Gesundheit wünschen. Denn es giebt einige Dinge, die, ob sie gleich an sich selbst wenig zu bedeuten haben, so daß man derselben füglich entraten kann ohne dadurch dem vornehmsten und höchsten Gute Abbruch zu thun, dennoch zu einer beständigen und aus der Tugend entstehenden Freude nicht wenig beitragen.

Ein grosses Vermögen erweckt bey einem Weisen ohngefehr dieselben Empfindungen,
und



und erfreuet ihn auf die Art, wie einen Schiffenden ein glücklicher und voller Wind, oder wie uns sonst im Herbst ein heiterer Tag, und bey kühler Luft die warme Sonnenstralen zu ergehen pflegen.

Wenn hat auch überdem jemals ein einiger unserer stoischen Weisen, welche die Tugend für das einzige höchste Gut halten, geleugnet, daß diejenige Dinge die wir gleichgiltig nennen, von einigem Werth, und etliche besser als andere sind. Manche sind sehr wenig, andere sehr hoch zu schätzen; die Reichtümer aber unter die vornehmsten zu rechnen.

Warum hast du denn, sagt man hierauf, mit allen deinen vorhergehenden Reden meiner gespottet, da doch im Grunde der Reichtum bey dir in eben demselben Ansehen, wie bey mir ist?

Siehe hier, wie wenig er bey mir in demselben Ansehen stehe. Wenn mir mein Reichtum entfällt, so nimmt er nichts wie sich selbst mit weg; du hergegen wirst erstarrt stehen, und dir einbilden du seyst dir selbst entrisen, wenn dich derselbe verläßt. Bey mir ist das Vermögen



gen von einigem, bey dir aber von dem höchsten Werthe. Endlich, so besitze ich die Reichtümer, du aber wirst von denselben bessen.

Fordere demzufolge nicht, daß ein Weiser kein Geld haben soll. Niemand hat ja noch die Weisheit zu einer ewigen Armut verdammt. Es kann ein Weiser auch ein grosses Gut besitzen: Er wird dasselbe aber niemanden mit Gewalt abgenommen haben. Es wird nicht mit unschuldigem Blute besteckt seyn. Er wird es nicht durch Unrecht gewonnen haben. Er wird es durch keinen unmässigen Wucher zusammen gescharrt haben. Er wird es wieder auf eben eine so redliche Art ausgeben, wie er es bekommen hat. Es wird dasselbe niemanden einige Seufzer kosten, als etwa neidischen Leuten. Es mag sich dasselbe noch so sehr häufen und mehren, so wird es doch jederzeit auf eine ehrliche Weise geschehen: So daß, obgleich vieles davon andere gerne haben möchten, dennoch niemand mit Recht sagen könne, daß ihm etwas davon gehöre. Diesen gütigen Blick des Glücks aber wird ein Weiser nicht zurückweisen, und sich seines ehrlicherworbenen Gutes zwar nicht berühen, aber sich auch desselben nicht schämen. Doch er wird sich auch dessen selbst
berüh-



berühmen dürfen, wofern er frey sein Haus
öfnen, die ganze Stadt über seine Güter gehen
lassen, und dabey sagen kann: Ein jeder neh-
me hiervon alles das, was er seines zu seyn
erkennt. O! des grossen Mannes! und
der mit Recht reich ist, wofern alsdenn die
That mit seinen Worten übereinstimmt, wo-
fern er, nachdem er dieses gesagt hat, noch
eben so viel behält, als er vorher hatte. Als-
denn sage ich, wenn er mit ruhigem Gemüt-
he von jedermann sein Gut hat können durchsuchen
lassen, und daß niemand etwas gefunden hat,
das er als das Seinige wiedernehmen kö-
nne, denn darf er frey und vor aller Augen reich
seyn.

Weiter. So wie ein Weiser keinen un-
rechtmässig erworbenen Pfennig in sein Haus
kommen läßt, so wird er auch ein grosses Ver-
mögen, als ein Geschenk des Glücks, und als
eine Belohnung und Frucht der Tugend, nicht
verschmähen, oder ihm die Thüre verschlies-
sen. Warum sollte er ihm auch einen so
guten Platz misgönnen? Es mag zu ihm kom-
men, es mag bey ihm herbergen. Er wird sich
damit nicht breit machen, noch es geizig
vergraben. Das erste ist ein Zeichen eines
wahnwitzigen, das andere aber eines furchtsa-
men



men und kleinen Geistes, der alles nur für sich behalten will. Er wird aber auch, wie ich schon gesagt habe, das Geld nicht zum Hause hinaus werfen. Was sollte er auch hierzu für Ursachen angeben? Sollte er etwa sagen: Ich habe deiner nicht nöthig; oder: Ich weiß mit grossem Gelde nicht umzugehen? Nein, wie einer der zwar einen gewissen Weg zu Fusse zurücke legen könnte, sich dennoch lieber auf einen Wagen setzt, so wird auch er lieber reich seyn wollen, wo er es mit Ehren seyn kann; so wird auch er viele Güter besitzen, doch aber sie als eine nichtige und vergängliche Sache ansehen, und nicht zugeben, daß sie irgend einem andern, noch ihm selbst, zur Last seyn mögen.

Er wird schenken. Wie? spitzt ihr doch bey diesem Worte die Ohren? Wie? haltet ihr doch schon die Hände auf?

Ja, er wird schenken: Aber bloß an Tugendhafte, oder an solche die er dadurch tugendhaft zu machen hoffet. Er wird schenken: Aber mit guter Ueberlegung und Wahl derer die dessen am würdigsten sind; eingedenk, daß man so wohl von dem was man ausgiebt, als von dem so man empfangen, Rechenschaft geben muß. Er wird schenken: Aber nicht anders als



als aus gerechten und vernünftigen Absichten: Denn ein übelangewandtes Geschenk ist mit unter den schändlichsten Verlust zu rechnen. Er wird zwar eine freygebige, aber nicht eine durchlöcherete Hand haben, welche zwar vieles ausgiebt, nichts aber sich unvorsichtig entfallen läßt.

Man betrügt sich, wo man glaubt, es sey etwas leichtes zu schenken. Dasselbe ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, wenn man nämlich die Geschenke mit Vernunft austheilen und nicht blindlings und unbedachtsam austreuen will. Diesen mache ich mir dadurch verbindlich; jenem vergelte ich dadurch seine vorigen Wohlthaten. Diesem greife ich unter die Arme; dem andern gebe ich aus Mitleiden. Jenen versehe ich mit allem Nothwendigen, weil er werth ist daß ihn die Armut nicht unterdrücke, und in ihren Stricken halte. Einigen werde ich nichts geben, ob sie gleich Mangel leiden; weil ich vorher weiß, daß sie doch Mangel leiden werden, wenn ich ihnen auch gleich gebe. Einigen dagegen werde ich meine Geschenke anbieten; andern dieselben gar aufdringen. Und hierinn kann ich auch nicht unachtsam oder nachlässig seyn: Denn niemals nuse ich meine Gelder



der besser, niemals lege ich sie mehr auf Zinse,
als wenn ich sie verschenke.

Wie? sagt man hierauf, du schenkst also
nur um wieder zu bekommen? Nein! aber doch
so, daß ich das Meinige nicht verliere. Ein
Geschenk muß an einen solchen Ort kommen,
woher man es nicht wiederfordern darf, von
wannen es aber wohl wieder gegeben werden
könne. Eine Wohlthat muß eben so bestätigt
werden wie ein tief vergrabener Schatz, wel-
chen man nur in der äußersten Noth ausgräbt.

Und wie viele Gelegenheit hat ein reicher
Mann nicht, in seinem eigenen Hause an sei-
nem zahlreichen Gesinde gutes zu thun. Denn
niemand setzt ja der Freygebigkeit so enge
Schranken, daß man sie bloß an Leuten von ei-
nem gewissen (*) Stande ausüben müsse.
Die Natur befiehlt überhaupt, andern Men-
schen nützlich zu seyn. Ob nun aber dieselben
Knechte oder freye Leute; ob sie freygeborne
sind, oder ob ihre Eltern vordem in der Dienst-
barkeit gewesen; ob sie mit allen gehörigen Um-
ständen freygelassen worden, oder ob sie nur
über der Mahlzeit unter guten Freunden ihre
Frey-

(*) Eigentlich Leuten die freyen bürgerlichen Standes
sind.

Freiheit erlangt haben (*), daran ist wenig gelegen. Ueberall wo man Menschen findet, da hat man Gelegenheit wohlzuthun. Es kann dennach ein wohlhabender Mann auch in seinem Hause sein Geld austheilen, und seine Freygebigkeit sehen lassen. Denn dieselbe hat ihren Namen nicht daher empfangen, weil man sie gegen freye Leute auszuüben verpflichtet ist, sondern weil sie aus einem freyen Gemütthe herühren muß. Und zwar wird diese Freygebigkeit von einem Weisen niemals an Verächtliche und Unwürdige angewandt, sie ist aber auch niemals so ermüdet oder so erschöpft, daß sie nicht, so oft sie jemand antrifft der ihrer würdig ist, gleichsam als aus einer reichen Quelle fließen könne.

Man muß dennach das, was ein Schü-

E ler

(*) - Was Knechte und Freye sind, kam auch dem Frauenzimmer nicht unbekannt seyn. Sie hören es ja von den Kätzeln selbst erklären. Freygeborne waren diejenige, welcher Eltern nicht in der Dienbarkeit gesehen, und die auch niemals selbst aus gerechten Ursachen zu Knechten gemacht worden waren. Ferner. Es geschah mit vielen Umständen, wenn ein Herr bey den Römern seinen Knecht los ließ. Endlich wurden sie dieser Umstände überdrüssig. Und da erfunden sie unter andern diese Art ihre Knechte freyzulassen, daß sie dieselben vor ihren Freunden für frey erklärten, oder sie auch nur mit diesen zur Mahlzeit zogen.

ler der Weisheit tugendhaftes, strenges und großmüthiges sagt, nicht in einem unrechten Verstande aufnehmen, und vornehmlich hierauf acht geben, daß es ein anderes ist ein Weisheitsbegieriger, ein anderes einer seyn der die Weisheit schon wirklich erlangt hat. Der erste wird also sprechen: Meine Reden sind zwar unvergleichlich, ich selbst aber bin noch mit vielen Unvollkommenheiten angesteckt. Man muß mich noch nicht nach meinen eigenen Lehren richten. Noch wende ich alle meine Kräfte an mich vollkommen zu machen, und denen grossen Vorbildern, die ich mir vorgelegt habe, gleich zu kommen. Bringe ich es so weit, wie ich mir vorgenommen habe, so mag man hernachmals frey fordern, daß meine Thaten mit den Worten übereinstimmen.

Derjenige hergegen, welcher schon das höchste Gut des Menschen erlangt hat, wird ganz anders mit dir zu Werk gehen, und sagen: Bors erste kommt es dir nicht zu, daß du dir die Freyheit nimmst von Leuten zu urtheilen die besser sind als du. Denn das ist mir schon ein deutliches Merkmal, daß ich recht handele, daß ich den Lasterhaften misfalle. Damit ich aber doch dir auch Rede und Antwort von meinem Verfahren geben möge, als welche ich keinem Sterb-



Sterblichen versage, so höre, wozu ich mich verbinde, und in was für einem Werthe jedes Ding bey mir ist.

Der Reichtum sage ich ist nicht etwas Gutes. Denn wäre dieses, so müßte er uns auch bessern. Da sich aber derselbe auch bey Lasterhaften findet, so kann er nicht was Gutes heißen, so stehe ich ihm diese Benennung nicht zu. Inzwischen aber leugne ich nicht, daß man denselben haben muß, daß er sehr nützlich ist, und daß er viele Bekwemlichkeiten des Lebens mit sich führet.

Der Unterscheid aber, warum ich ihn nicht zu den guten Sachen zähle, und wie ich denselben anders ansehe als ihr, da wir doch beyde darinnen eins sind, daß man ihn haben müsse, ist dieser:

Man setze mich in ein Haus, wo alles voll auf ist, wo ich Gold und Silber die Fülle habe; so werde ich mich deswegen doch nicht höher schätzen, indem alle diese Dinge, obgleich um und bey mir, dennoch auffer mir sind. Man lege mich dagegen an die Landstrasse, unter die dürftigsten Bettler; so werde ich mich deswegen

doch nichts geringer achten, weil ich unter denen sitze, welche die Hand nach einem Allmosen ausstrecken. Denn was ist daran gelegen, daß es dem an einem Bissen Brodt fehlt, welchem es nicht an Muth mangelt zu sterben. Inzwischen hat es hiermit diese Bewandniß, daß ich doch lieber in jenem prächtigem Hause als an der Landstrasse seyn will.

Man lege mich auf die allerreichsten und weichsten Polster (*), und gebe mir das allererlesenste Gerate; so werde ich mich doch deshalb nichts glückseliger schätzen, weil ich ein prächtiges und weiches Kleid an habe, oder weil ich bey meinen Gastmählern auf sanften Purperdecken ruhen kann. Dagegen werde ich nicht elender oder unglückseliger seyn, wenn mein mattes Haupt sich auf einer Handvoll Heu ausruhen, oder wenn ich auf einem elenden Strohsack, dessen Ueberzug schon auf allen Seiten ausplaket, liegen muß. Inzwischen hat es hiermit diese Bewandniß: Ich will lieber

(*) Pincian hat diese Stelle, meiner Meinung nach, recht ausgebeßert. Man liest fast überall, pone me in instrumentis. Er hat aramenta daraus gemacht. Dieses macht einen natürlichen Sinn mit den bald folgenden sanften Purperdecken, und einen rechten Gegensatz mit dem elenden Strohsack, davon bald darauf die Rede ist.



in einem zierlichen Kleide meine Gemüthsnei-
gung an den Tag legen, als in blossen und kaum
halbbedeckten Schultern.

Laßt es mir alle Tage nach Wunsche ge-
hen, so daß man immer neue Ursache habe mir
Glückwünsche abzustatten: Deswegen werde
ich mir selbst nicht mehr als sonst gefallen. Laßt
hergegen sich diese glückseligen Zeiten ändern.
Laßt mein Gemüthe von allen Seiten durch
Verlust, durch Schmerz, durch verschiedene
Zufälle geschlagen werden; laßt keine Stunde
seyn, da ich nicht gerechte Ursache zu klagen
hätte. Deshalben werde ich doch bey allem
diesem Elende mich nicht elendig nennen, des-
halben werde ich keinen einzigen Tag meines Le-
bens verfluchen. Denn ich habe schon mein
Gemüthe so eingerichtet, daß mir kein Tag un-
glücklich seyn kann. Doch hat es hiermit diese
Bewandniß, daß ich lieber meine Freude mäs-
sigen, als den Schmerz unterdrücken will.

So wird zum Exempel ein Sokrates zu
dir sagen. Macht mich zum Ueberwinder aller
Welt. Laßt mich des Bacchus prächtigen
Siegeswagen im Triumph vom Aufgange der



Sonne bis gen Theben führen (*). Laßt mich den Beherrschern Persiens Gesetze vorschreiben. Ich werde alsdenn vornehmlich bedenken, daß ich ein Mensch bin, wenn mich jedermann einen Gott nennet. Auf diese grosse Erhöhung laßt alsbald eine plötzliche Veränderung folgen. Laßt mich von einem andern zur Schau herumgeführt werden, und also dem siegreichen Einzuge eines frechen und grausamen Ueberwinders ein Ansehen geben; so werde ich doch nicht demüthiger seyn, wenn ich so vor dem Fuhrwerk eines andern getrieben werde, als ich damals war, da ich selbst siegreich einher zog. Inzwischen ist dieses gewis, daß ich doch lieber selbst überwinden, als von andern gefangen werden will. Ich verachte zwar das Reich des Glückes ganz und gar; wofern ich aber dennoch die Wahl habe, so werde ich mir aus demselben das was am angenehmsten ist wählen. Es wird zwar alles was mir zufließt, bey mir zu etwas gutem werden: Unterdeßten sehe ich doch lieber, daß mir solche Zufälle be-
 gegnen, die leicht und angenehm, und die am wenigsten beschwerlich sind zu ertragen. Denn man bilde sich nur nicht ein, daß eine ein-
 zige

(*) Die Fabel vom Bacchus, welcher als ein Ueberwinder die ganze Welt durchzog, und in Theben vornehmlich als ein Gott verehret worden, ist bekannt.



zige Tugend ganz sonder Beschwerlichkeit sey. Bey einigen derselben aber hat man gleichsam eines Sporns vonnöthen, um sich zu denselben anzutreiben, andere dagegen bedürfen eines Zaums, um sie zurücke zu halten. Eben wie man bey einer abhängenden Höhe den Röcker zurückhalten und rückwärts beugen, gegen einer steilen aber anstrengen und vorwärts legen muß, also gehen auch einige Tugenden, wenn ich mich so ausdrücken darf, bergab, andere bergan. Wer zweifelt, daß die Geduld, die Großmuth, die Standhaftigkeit, und eine jede andere Tugend die den Widerwärtigkeiten entgegengesetzt ist und das Schicksal be- meistert, zu steigen, sich zu bemühen und zu ringen habe? Wie aber? ist es nicht eben so klar, daß die Freygebigkeit, die Leutseligkeit, gleichsam von sich selbst und bergab gehen. Bey den letzteren halten wir das Gemütthe auf, daß es nicht zu viel thue und zu sehr vorwärts schieße; bey den erstern aber ermuntern wir es, und spornen es an. In der Armut werden wir demnach jener strengsten Tugenden, der Tugenden nöthig haben, welche gewohnt sind zu kämpfen: Im Reichthum aber jener behutsamern, die unsere Schritte, so zu reden, in gehöriger Maasse halten, und der vorwärts- ziehenden Last widerstehen.



Da nun die Tugenden also abgetheilet sind so will ich lieber derjenigen mich bedienen, die man ruhiger ausüben kann, als derer die man nicht ohne Blut und Schweiß erlernet.

Und so lebe ich denn, spricht ein Weiser, nicht anders wie ich rede: Ihr aber versteht mich nur nicht recht. Es hat bloß der Schall meiner Worte euer Ohr gerühret: Was aber dieselben bedeuten, darum bekümmert ihr euch nicht.

Was ist denn aber, ist hierauf der Einwurf, zwischen mir, den du einen Narren heissest, und dir grossen Weisen für ein Unterscheid; da wir doch gleichwohl alle beyde Geld und Gut begehren? Ein sehr grosser.

Denn bey einem Weisen sind die Reichthümer in der Knechtschaft; bey einem Narren haben sie die Herrschaft. Ein Weiser räumet dem Reichthum nicht das geringste ein; der Reichthum euch aber alles. Ihr gewöhnet euch an denselben und hängtet ihm an, eben als ob ihr schon die gewisse Versicherung hättet, ihn ewig zu besitzen. Ein Weiser denket denn vornehmlich an die Armut, wenn er mitten im Reichthum sitzt: Eben wie ein erfahrner Kriegsmann,



mann, der sich nie so fest auf den Frieden verläßt, daß er sich nicht zu dem Kriege gefaßt halten sollte, der, wenn er gleich nicht eben jehz geführt wird, dennoch vor der Thüre ist. Euch machet ein schönes Haus stolz; gerade als wenn es nicht abbrennen oder einfallen könnte. Euch machet ein grosses Vermögen das Haupt so gleich schwindelich; als wenn dasselbe schon aller Gefahr entgangen, oder viel zu groß wäre, als daß das Glück Kräfte genug haben sollte es zu verzehren. Ihr scharret in euren Schätzen und seyd guter Dinge, ohne die Gefahr zu bedenken, der sie ausgesetzt sind. Ihr gleichet den in Kriegessachen unerfahrenen Barbarn, die wenn sie belagert werden, weil sie der Kriegesmaschinen unkundig sind, ganz geruhig die Werke der Belagerer ansehen, und gar nicht begreifen, wozu die von weiten angelegten Aproschen dienen sollen. Eben so gehet es mit euch. Ihr seyd in euren eigenen Sachen träge und nachlässig. Ihr bedenkhet nicht, wie viel Fülle euch über dem Kopfe schweben, die euch eure fette Beute bald entreissen werden. Wenn hingegen einem Weisen jemand seine Güter rauben sollte, würde er ihm dennoch alle das Seinige lassen. Denn er vergnüget sich an dem Gegenwärtigen, und ist wegen des Künftigen unbesorgt.



Ich habe mir nichts so fest eingeprägt; sagt ein Sokrates, oder sonst etwa ein anderer, der sich eben ein solches Recht und solche Gewalt über die menschlichen Vorfälle erworben hat; ich habe mir nichts so fest eingeprägt, als daß ich die Handlungen meines Lebens nicht nach eurem Einsehen und Urtheilen einrichten will. Suchet alle euch gewöhnliche Schmahwörter hervor, ich werde mir deswegen doch nicht einbilden, daß ihr auf mich schimpfet, sondern vielmehr daß ihr als elende Kinder schreyet.

So wird derjenige sprechen der die Weisheit erlangt hat, den sein von Lastern befreuter Geist antreibet andere zu bestrafen, nicht weil er sie hasset, sondern weil er sie bessern will. Er wird ferner sagen: Euer von mir gefälltes Urtheil kränket mich nicht meinettwegen, sondern von wegen euer. Denn wer die Tugend hasset und antastet, bey dem ist alle Hoffnung der Besserung verloren. Mir thut ihr keinen Schimpf an. Eben so wenig als diejenigen die Götter beschimpfen, die die Altäre über einen Haufen werfen. Euer böser Vorsatz aber, und euer gottloser Anschlag wird dadurch kund, ob er gleich keinen Schaden hat anrichten können. Ich für mein Theil ertrage eure ungegründeten und unrechtmässigen Urtheile mit eben



eßen einem solchen Gemüth, wie Jupiter die
Torheiten der Poeten. Einige von denselben
haben ihm Flügel, andere Hörner angedichtet.
Einige haben ihn als einen Ehebrecher einge-
führet, der sich ganze Nächte auffer Hauses
aufhält. Einige haben ihn als grausam gegen
die andern Götter, andere aber als ungerecht
gegen die Menschen beschrieben. Wieder an-
dere haben ihn als einen Räuber und Verföhler
edler Knaben, die noch dazu ihm verwandt
waren, noch andere als einen Vaternörder
abgemalt, der ein fremdes, und zwar noch
seines Vaters Reich unrechtmässig an sich ge-
bracht hat. Hiermit aber haben sie nichts an-
ders zuwege gebracht, als daß den Menschen
die Schamhaftigkeit zu sündigen benommen
würde, wofern sie es geglaubet hätten, daß
die Götter also beschaffen sind.

Jedoch ob schon mich alle eure Schmähun-
gen nicht anfechten, so ermahne ich euch euer
selbst wegen: Haltet die Tugend in Ehren.
Messet denen Glauben bey, welche, da sie
nach derselben schon lange gestrebet haben, euch
beständig zurufen, daß sie nach etwas Grosse[m]
ringen, und welches ihnen täglich grösser schei-
ne. Sie, die Tugend, selbst verehret mit göttli-
cher Ehre, und die welche sie bekennen als ihre
Priester,



Priester, und so oft von derselben gesprochen wird so bezeiget ein günstiges Stillschweigen.

Dieser Zuruf bey unseren Gottesdiensten hat seinen Ursprung nicht von der Gunst, sondern daher erhalten, daß dadurch einem jeden das Stillschweigen auferlegt werde, damit man ohne widriges Geräusch ordentlich den Dienst der Götter verrichten könne.

Euch mag man dieß mit mehrerem Recht als dort zurufen, damit ihr aufmerksam, und ohne einiges Gelaute zu geben, zuhöret, so oft euch etwas aus diesem Heiligtum, der Tugend nämlich, vorgetragen wird.

So oft jemand die Trommel rühret (*) und euch alsdenn Lügen vorsagt, die ihm befohlen worden sind: Wenn ein anderer, der schon weiß wie er sich schneiden soll, sich die Schultern und die Arme leicht aufriget: Wenn jemand auf den Knien über die Strassen rutschet und heulet: Wenn etwa ein in ein Tuch eingehüllet

(*) Die Priester der Göttinn Isis pflegten sich einer Trommel bey ihrem Götzendienste zu gebrauchen, wie auch sich, sowohl als die Pfaffen der Bellona, das Fleisch aufzurigen.



hülfter Alter am hellen Mittage einen Lorbeerzweig und eine brennende Laterne in die Hand nimmt, und rufet, es sey einer von den Göttern erzörnet: So lauft ihr zusammen, höret ihnen zu, haltet es für eine göttliche Eingebung, und unterhaltet euch also selbst einander in eurer Blindheit. Kommet vielmehr her, und höret dem Sokrates zu, der euch aus dem Gefängnisse, welches er durch seinen Eingang in dasselbe gereiniget und weit ansehnlicher gemacht hat als das kostbarste Rathhaus, zuruffet: Was ist das für eine Kaseren? Was für eine Gott und Menschen verhaßte Art; die Jugend zu schmähen, und das Allerheiligste durch boshafte Schmachreden anzutasten? Lobt tugendhafte Leute, wo ihr es könnt; wo aber nicht, so gehet sie mit Stillschweigen vorbei. Müßet ihr ja eure unverschämte Frechheit auslassen, so fallt euch lieber selbst einer den andern an. Denn, wenn ihr gegen den Himmel wüthet, so begeheth ihr nicht allein dadurch eine strafbare Entweihung des Heiligtums, sondern ihr richtet auch gar nichts aus. Ich selbst habe ehemals dem Komedienschreiber Aristophanes zum Vorwurf seiner Spöttereyen dienen müssen, und die ganze Schaar der Dichter hat über mich die giftigsten Stachelschriften verfertigt. Meine Tugend aber ist eben dadurch daß
sie



sie angetastet wurde, in einen größern Glanz
gesetzt worden. Denn es ist derselben vortheil-
haft, daß sie aus Licht hervorgezogen und an-
gegriffen werde, und keiner erkennet die Größe
derselben besser, als eben der, welcher ihre
Kräfte durch seine Anfälle versucht hat. Keiner
kennet die Härte des Kieselsteines besser, als der
welcher darauf geschlagen hat. Ich stelle mich
denen Angriffen eben so dar, wie ein aus dem
Meer hervorragender Felsen, an den die Wel-
len von allen Seiten schlagen, da sie ihn inzwi-
schen doch weder von der Stelle bringen, noch
in so vieler Zeit durch ihre Anläufe verzehren.
Greifet, fallt mich an: Ich will euch durch
meine Standhaftigkeit überwinden. Was fest
und unüberwindlich ist, gegen dem versuchet
alles was dawider anlauft seine Kräfte nur zu
seinem Schaden. Wählet euch demnach et-
was Weicheres und das mehr nachgiebt, da-
mit eure Pfeile darein haften können.

Und habt ihr auch wohl das Recht ander-
rer Fehler zu untersuchen, und euer Urtheil
über jemand zu fällen und zu sagen: Warum
wohnet dieser Weltweise in einem so geräumli-
chen Hause, und warum ist die Küche jenes so
überflüssig bestellt? Ihr bekümmert euch um
die kleinen Blattern anderer Leute, und seyd
selbst



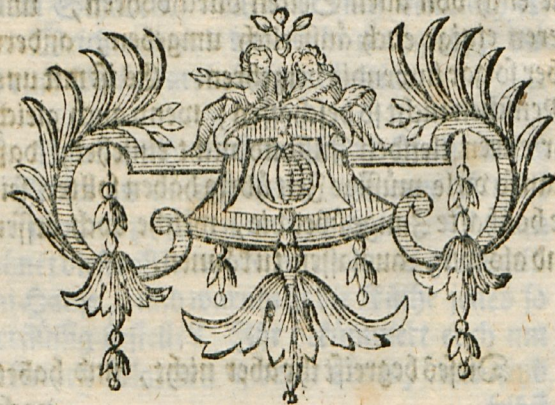
selbst mit Schwären bedeckt. Dieses kommt mir eben so vor, als wenn jemand sich über die Grübchen und kleinen Warzen eines sonst vollkommen schönen Leibes aufhalten und dieselben belachen wollte, da er doch selbst vom bösen Grund schier aufgefressen würde.

Werfet es dem Plato vor, daß er nach Geld gestrebet; dem Aristoteles, daß er es angenommen; dem Demokrit, daß er es verachtet; dem Epikur, daß er es verschwendet hat: Ja, werfet mir selbst meinen genauen Umgang mit dem Alcibiades und dem Phädrus vor. Aber o! wie höchstglücklich würdet ihr alsdenn seyn, wenn ihr es so weit gebracht hättet, unseren Fehlern nachzuahmen. Befehet doch vielmehr alle eure Bosheiten und Unvollkommenheiten, die euch von allen Seiten durchbohren, und deren einige euch äußerlich umgeben, andere aber so gar inwendig verzehren. Es ist mit uns Menschen nicht so beschaffen; wenn auch gleich ihr euren elenden Zustand nicht einseheth; daß man so viele müßige Zeit übrig haben sollte, seine böshafte Zunge über die, welche doch besser sind als wir, auslassen zu können.

Dieses begreift ihr aber nicht, und habet noch



noch so gar bey eurem Unglück ein fröhliches Gesicht: Eben wie einer der etwa bey einem Schauspieler geruhig sitzet und zusieht, und noch nicht weiß, daß er eine Leiche im Hause hat. Ich hergegen schaue gleichsam von einer Höhe um mich, und sehe was euch für ein Ungewitter entweder schon über dem Haupte stehet, das bald ausbrechen wird, oder doch in der Nähe ist, und das euch samt allem dem Ewigen dahinreißen wird, wenn es näher kömmt. Noch mehr. Hat nicht selbst in diesem Augenblicke, ob ihr es gleich nicht empfindet, euch ein Schwindel eingenommen, der euren Geist bemeisert und benebelt; so daß ihr eben dieselben Dinge bald verabscheuet, bald begehret, und bald in der Luft euch verlieret, bald aber gegen den Grund stoffet.



114663

AB 114663

ULB Halle

3

002 057 166



sb





3

Des
Lucius Annaeus Seneca
Buch
vom
glückseligen
Leben.

Inß Deutsche übersezt.

Zweite und verbesserte Auflage.

In Danzig,
bey Johann von Waasbergs Wittwe.
1750.